

BIBLIOTHECA
IBERO-AMERICANA

VERVUERT

*Peter Birle / Marianne Braig
Ottmar Ette / Dieter Ingenschay (Hrsg.)*

Hemisphärische Konstruktionen der Amerikas



Birle/Braig/Ette/Ingenschay (Hrsg.)
Hemisphärische Konstruktionen der Amerikas



BIBLIOTHECA IBERO-AMERICANA

Veröffentlichungen des Ibero-Amerikanischen Instituts
Preußischer Kulturbesitz
Band 109

BIBLIOTHECA IBERO-AMERICANA

Peter Birle / Marianne Braig
Ottmar Ette / Dieter Ingenschay
(Hrsg.)

**Hemisphärische Konstruktionen
der Amerikas**

Vervuert Verlag · Frankfurt am Main

2006

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Vervuert Verlag, Frankfurt am Main 2006
Wielandstr. 40, D-60318 Frankfurt am Main
info@iberoamericanalibros.com
www.ibero-americana.net

ISSN 0067-8015
ISBN 3-86527-283-5
Depósito Legal: B-26.556-2006

Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Michael Ackermann
Umschlagbild: Mariano Procopio

Satz: Anneliese Seibt, Ibero-Amerikanisches Institut PK

Printed in Spain by Cargraphics

INHALT

<i>Die Herausgeber</i>	
Vorwort	7
 <i>Ottmar Ette</i>	
Alexander von Humboldt: hemisphärische Konstruktionen und transregionale Wissenschaft	13
 <i>Marianne Braig/Christian U. Baur</i>	
Geteilte westliche Hemisphäre oder wo liegt eigentlich Mexiko?	51
 <i>Dieter Ingenschay</i>	
Hemisphärische Blicke auf literarische AIDS-Diskurse (vor allem im Süden der Amerikas).....	77
 <i>Monika Walter</i>	
Postkoloniales oder postmodernes Erzählmodell? Ein hemisphärischer Blick auf Erzählpraxis und Theoriedebatten von <i>testimonio</i> und <i>témoignage</i>	105
 <i>Peter Birle</i>	
Brasilien und die Amerikas: Lateinamerika und die USA als Bezugspunkte der brasilianischen Außenpolitik	139
 Autorinnen und Autoren	167

Vorwort

Im Vorwort zum ersten, 1768 zu Berlin in französischer Sprache erschienenen Band seiner *Recherches philosophiques sur les Américains* hielt der 1739 in Amsterdam geborene Cornelius de Pauw nicht nur den scharfen Gegensatz zwischen der geistig und technologisch wohl vorbereiteten Tat der "Entdeckung Amerikas" und den durch nichts zu rechtfertigenden menschenverachtenden Gräueltaten der Eroberung weiter Teile des Kontinents fest, sondern betonte auch und vor allem die Kluft zwischen Alter und Neuer Welt, am Ende des 15. Jahrhunderts:

Welcher Gelehrte der Antike hätte jemals vermutet, daß derselbe Planet zwei so unterschiedliche Hemisphären besitzt, wobei die eine von der anderen besiegt, unterworfen und geradezu verschlungen wurde, nachdem die letztere – nach langen Jahrhunderten, die sich in der Nacht und im Abgrund der Zeiten verlieren – Kenntnis von deren Existenz erhalten hatte? (Pauw 1768: 2).

Binnen kürzester Frist, so der holländische Abbé in seinem ebenso berühmten wie (auf Grund der radikal verfochtenen These von der naturgegebenen Inferiorität alles Amerikanischen) berüchtigten Werk, hätten sich durch diese Ereignisse, die die wichtigsten innerhalb der gesamten Menschheitsgeschichte darstellten, völlig konträre Machtverhältnisse etabliert, die auf unabsehbare Zeit zu einem fundamentalen Ungleichgewicht zugunsten der Europäer führen mussten. Auf der Seite dieser Europäer aber hätten – so de Pauw, dessen Schrift jahrzehntelange Auseinandersetzungen und Polemiken um die Neue Welt auslösen sollte – von Beginn an "alle Gewalt und alle Ungeerechtigkeit" (Pauw 1768: 2) gelegen.

Kein Zweifel: Hemisphärische Konstruktionen spielen im europäisch-amerikanischen Spannungsfeld bereits seit dem Ende des 15. Jahrhunderts und der Erkenntnis Amerigo Vespuccis, bei den von Columbus für die Europäer zugänglich gemachten Gebieten handle es sich nicht um Asien und damit um einen "alten", bekannten Weltteil, sondern um einen wirklichen *Mundus Novus*, eine wichtige und prägende Rolle. Auf diskursiver und epistemischer Ebene regelte die

Unterscheidung zwischen “Alter Welt” und “Neuer Welt” die Zirkulation wie die Speicherung von Wissen und materiellen Gütern ebenso wie die Implementierung von Biopolitiken, die – wie die Verdrängung der indigenen Bevölkerung in Rückzugsgebiete, die Einführung schwarzer Sklaven aus den Kolonialgebieten der “Alten Welt” oder eine kolonialistisch gesteuerte Einwanderungspolitik – ganz selbstverständlich an den Interessen der “Alten Welt” und insbesondere der iberischen Mächte ausgerichtet waren. Die kategoriale Unterscheidung zwischen beiden “Welten” erfasste dabei alle Aspekte und Felder des Wissens, von der Konzeption eines von Europa aus zu missionierenden Kontinents und dessen Integration in einen einzigen heilsgeschichtlichen Zusammenhang bis hin zu Geognosie und Geologie, wo die Vorstellung, es handle sich bei Amerika um eine “neuere”, in ihrer Entwicklung noch nicht weit fortgeschrittene, da erst vor kurzem aus dem Meer emporgestiegene Welt, über Buffon und de Pauw hinaus bis weit ins 19. Jahrhundert hinein fortbestand und fortwirkte. Der sich über Jahrhunderte erstreckende “Disput um die neue Welt” belegt die Wirkmächtigkeit, aber auch die Brisanz dieser diskursiven Scheidung, deren oft unterschwellig strukturierende Kraft nicht nur im “alten Europa” noch heute keineswegs vollständig gebrochen ist.

Mit der im Kontext der *Independencia* entstandenen, zum Teil auf entsakralisierte heilsgeschichtliche Erwartungen sowie tradierte Denkvorstellungen der kolonialspanischen und insbesondere neuspanischen Aufklärung zurückgreifenden Konzeption des Panamerikanismus Bolívarscher Prägung entwickelte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine hemisphärische Konstruktion, die nunmehr vorrangig an den Interessen der “Neuen Welt” ausgerichtet sein und die europäischen Kolonialmächte als Machtfaktoren in Amerika ausschalten sollte. Der Entwurf der Monroe-Doktrin, die Heilserwartung des *manifest destiny* sowie das insgesamt wachsende territoriale, politische und wirtschaftliche Gewicht der Vereinigten Staaten auf dem amerikanischen Kontinent markieren jedoch die Herausbildung eines sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts entwickelnden anderen Panamerikanismus, der den europäischen Machtanspruch zwar ebenfalls dämpfen, zugleich aber ganz bewusst im Dienste der hegemonialen Interessen der USA stehen wollte.

Diese Konstruktion einer “eigenen” Hemisphäre und das ihr zugrunde liegende Raumverständnis von Einfluss- und Herrschafts-

sphären ließe sich zweifellos an die Aufteilung der Welt zwischen den iberischen Mächten im Vertrag von Tordesillas zurückbinden. Neu aber war die Tatsache, dass das über den Kontinent gebietende Machtzentrum in die "westliche Hemisphäre" selbst verlegt wurde, ein Anspruch, der im erfolgreichen Eingreifen der USA 1898 in den kubanisch-spanischen Krieg und die militärische Beseitigung der Kolonialmacht Spanien in die Tat umgesetzt wurde. José Martí, der dank seiner intimen Kenntnis der USA sowie der Verhältnisse in den hispanoamerikanischen Ländern eine derartige Entwicklung prognostiziert hatte, aktualisierte das Denken Bolívars in seiner eigenen hemisphärischen Konstruktion von *Nuestra América*. Ein anderes Verständnis von Moderne und zugleich die Projektion einer anderen Moderne zeichnen sich im *Modernismo* der Jahrhundertwende ab: Sie sind stets mit hemisphärischen Konstruktionen verbunden.

Zugleich hatte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts die Zweiteilung der amerikanischen Hemisphäre und die zunehmende semantische Vereinnahmung des Amerikabegriffs durch die Vereinigten Staaten verfestigt. Während der iberisch geprägte Süden aus europäischer Perspektive mehr und mehr als rückständig erschien, verkörperten die USA – wie das Beispiel von Alexis de Tocqueville zeigen mag – immer stärker ein Modell für künftige (positive wie negative) Entwicklungen in Europa. Auch in den lateinamerikanischen Ländern standen und entstanden hemisphärische Konstruktionen immer stärker unter dem Vorzeichen der Übermacht aus dem Norden. Die auf Grund der divergierenden Entwicklung offenkundige Zweiteilung des Kontinents unterband immer nachhaltiger hemisphärische Denkansätze egalitären Zuschnitts: Das Ungleichgewicht zwischen "Alter" und "Neuer" Welt war von der Ost-West- auf die Nord-Süd-Achse geblendet und mit der Einsicht in zunehmend schärfer ausgeprägte asymmetrische Wissenszirkulationen verbunden worden. Die Rede von der *American Hemisphere* blieb durch das gesamte 20. Jahrhundert hindurch am Norden ausgerichtet und imperial bestimmt.

Die Einteilung der Welt in Herrschafts- und Einflussbereiche, wie sie sich nach dem Zweiten Weltkrieg in der Unterscheidung zwischen Erster, Zweiter und Dritter Welt niederschlug, lässt sich – vor diesem amerikanischen Hintergrund einer beschleunigten Globalisierung an der Wende zum 20. Jahrhundert – mit hemisphärischen Konstruktionen in Verbindung bringen, die sich als hegemonial zentrierte Macht-

gebilde verstehen lassen. Zusätzlich zur Unterscheidung zwischen östlicher und westlicher Hemisphäre wurde auch im globalen Kontext die Gegenüberstellung von Nord- und Südhalbkugel relevant. Eine hemisphärische, nicht entlang von Längen-, sondern von Breitengraden unterscheidende Konstruktion wurde vom Nord/Süd-Diskurs entfaltet, der eine – freilich über den Äquator nach Norden hinausreichende “arme”, gering “entwickelte” Welt der Südhalbkugel einer “reichen” Welt “entwickelter” Industrieländer der Nordhalbkugel gegenüberstellte und zwischen beiden nach Ausgleichsmöglichkeiten und Formen gleichberechtigten Austauschs von Wissen, Kapital, materiellen Gütern und Menschen suchte.

Vor diesem Hintergrund versuchen die in diesem Band versammelten Beiträge, im Kontext hemisphärischer Konstruktionen weniger eine Geschichte des Raumes als eine Bewegungsgeschichte zu entfalten und auszugestalten. Es geht ihnen um Transfers und Interaktionen in einem transregionalen und transkulturellen Spannungsfeld, wobei statische Raumkonzepte hinterfragt werden. Was also ist “neu” an der “Neuen” Welt? Wo beginnt, wo endet die “westliche Hemisphäre”? Welche neuen Perspektiven eröffnen transregionale und transareale Studien gerade mit Blick auf eine quer zu disziplinären Grenzziehungen agierende Verbundforschung? Im Vordergrund der sich anschließenden Überlegungen stehen folglich nicht Grenzziehungen und Territorien, sondern Grenzüberschreitungen und Wege einer *transterritorialidad* im Kontext hemisphärischer Konstruktionen der Amerikas. Damit ist ein Blickwechsel intendiert, der ein Verständnis für die Moderne im Plural, für die Ko-Präsenz verschiedener Modernen und die mit ihnen verbundenen und zwischen ihnen stattfindenden Übersetzungsprozesse eröffnen soll.

Die Beiträge des vorliegenden Sammelbandes sind aus der zweiten interdisziplinären Ringvorlesung des Forschungsverbundes Lateinamerika Berlin-Brandenburg (ForLaBB) hervorgegangen. Die Vorträge wurden zwischen dem 22. April und dem 1. Juli 2004 an der Universität Potsdam, dem Ibero-Amerikanischen Institut Preußischer Kulturbesitz, dem Lateinamerika-Institut und am John-F.-Kennedy-Institut für Nordamerikastudien der Freien Universität sowie an der Humboldt-Universität zu Berlin unter dem gemeinsamen Titel “Hemisphärische Konstruktionen der Amerikas” gehalten. Die Vorträge der ersten Ringvorlesung zum Thema “Grenzen der Macht – Macht der

Grenzen” liegen bereits in Buchform vor (Braig/Ette/Ingenschay/Maihold 2005)¹ und dokumentieren die inter- und transdisziplinäre Perspektivik, mit der im Rahmen des ForLaBB sowohl Forschungsprojekte als auch internationale Symposien und Vortragsreihen durchgeführt werden. Unser besonderer Dank gilt Herrn Dr. Marcel Vejmelka (Potsdam) für die sachkundige Betreuung und Vorbereitung der hier versammelten Beiträge für den Druck.

Die Herausgeber

Literaturverzeichnis

Braig, Marianne/Ette, Ottmar/Ingenschay, Dieter/Maihold, Günther (Hrsg.) (2005): *Grenzen der Macht – Macht der Grenzen. Lateinamerika im globalen Kontext*. Frankfurt/Main: Vervuert Verlag.

Pauw, Cornelius de (1768): *Recherches philosophiques sur les Américains ou Mémoires intéressants pour servir à l'Histoire de l'Espèce humaine*. Bd. I, Berlin: Chez George Jacques Decker.

1 Die Nummern 16 und 20 der Zeitschrift *Iberoamericana* enthalten spanisch- und englischsprachige Dossiers ausgewählter Beiträge beider Ringvorlesungen.

Ottmar Ette

Alexander von Humboldt: hemisphärische Konstruktionen und transregionale Wissenschaft

1. Ein euphorisches Verhältnis zu Wissen und Wissenschaft

In einem seiner ersten Lebenszeichen aus Amerika, einem auf "Cumaná in Südamerika, d. 16. Jul. 1799" (Humboldt 1993: 41) datierten Brief schrieb Alexander von Humboldt an seinen Bruder Wilhelm:

Welche Bäume! Kokospalmen, 50 bis 60 Fuß hoch! Poinciana pulcherrima, mit Fuß hohem Strauße der prachtvollsten hochrothen Blüten; Pisanze, und eine Schaar von Bäumen mit ungeheuren Blättern und handgroßen wohlriechenden Blüten, von denen wir nichts kennen. Denke nur, daß das Land so unbekannt ist, daß ein neues Genus welches Mutis (s. *Cavanilles iconus*, tom. 4) erst vor 2 Jahren publizirte, ein 60 Fuß hoher weitschattiger Baum ist. Wir waren so glücklich, diese prachtvolle Pflanze (sie hatte zolllange Staubfäden) gestern schon zu finden. Wie groß also die Zahl kleinerer Pflanzen, die der Beobachtung noch entzogen sind? Und welche Farben der Vögel, der Fische, selbst der Krebse (himmelblau und gelb)! Wie die Narren laufen wir bis itzt umher; in den ersten drei Tagen können wir nichts bestimmen, da man immer einen Gegenstand wegwirft, um einen andern zu ergreifen. Bonpland versichert, daß er von Sinnen kommen werde, wenn die Wunder nicht bald aufhören. Aber schöner noch als diese Wunder im Einzelnen, ist der Eindruck, den das Ganze dieser kraftvollen, üppigen und doch dabei so leichten, erheiternden, milden Pflanzennatur macht. Ich fühle es, daß ich hier sehr glücklich sein werde und daß diese Eindrücke mich auch künftig noch oft erheitern werden (Humboldt 1993: 42).

Kaum eine andere Passage im umfangreichen Schaffen Alexander von Humboldts gibt mit vergleichbarer Dichte und Intensität jenem Glücksgefühl Ausdruck, das der junge Europäer kurz nach seiner Ankunft in den Regionen, die er bald als "Südamerika", bald als "Amerika" (Humboldt 1993: 41) bezeichnete, in Worte zu fassen versuchte. Die den gesamten Brief durchziehende Semantik des Glücks ist in ihren verschiedenartigen Einfärbungen allgegenwärtig und schließt jenes "Glück", das man beim Durchbrechen der Blockade englischer Kriegsschiffe und im weiteren Verlauf der gesamten Seereise gehabt

habe – während derer er “viel auf dem Wege gearbeitet” (Humboldt 1993: 41) – ebenso mit ein wie das persönliche Erleben des eigenen und des mit seinem französischen Reisegefährten Aimé Bonpland geteilten Glückes. Wie die Reise seit dem 4. Juli, als er “zum erstenmal das ganze südliche Kreuz vollkommen deutlich” (Humboldt 1993: 42) erblickte, unter einem guten, der ganzen Unternehmung günstigen Stern zu stehen schien, erzeugte auch die Erfahrung des Neuen in der “Neuen Welt” bei den beiden europäischen Reisenden ein intensives, mit euphorischer Unruhe gepaartes Glücksgefühl. Alexander von Humboldt war am Ziel seines großen, in vielen Jugendbriefen geäußerten Traumes angekommen: Endlich hatte er – wie der mit ihm befreundete Georg Forster – die “Alte Welt” auf einer Reise in außer-europäische Regionen verlassen können. Und doch stand er erst am Beginn seines amerikanischen Abenteuers und jenes neuen Diskurses über die Neue Welt, den er in den folgenden Jahren und Jahrzehnten entwickeln und auf immer komplexere Weise ausgestalten sollte.

Das im Brief an Wilhelm von Humboldt zum Ausdruck gebrachte Glücksempfinden war ganz offenkundig von der wissenschaftlichen Dimension der Forschungsreise nicht zu trennen. Die Verzückung, für die Humboldt in seinem Brief nach immer neuen Worten suchte, war das Ergebnis einer Verrückung, einer Delokalisierung, in der die beiden Europäer wie Verrückte, wie “Narren” (Humboldt 1993: 42) umherlaufen und sich auf kein einziges Untersuchungsobjekt konzentrieren können. Ein Staunen angesichts der “Wunder” (Humboldt 1993: 42), die nicht aufhören wollen, hat sich ihrer bemächtigt, vergleichbar mit jenem topischen Staunen, das die europäischen Seefahrer und “Entdecker” bei den ersten Reisen des Columbus ergriff. Stephen Greenblatt hat das sich daraus ergebende Dilemma für das europäische Wissen und die europäische Wissenschaft herausgearbeitet:

Nil admirari, so lehrte die Maxime der Alten. Aber angesichts der Neuen Welt erschien das klassische Vorbild reifer und ausgewogener Unvoreingenommenheit ebenso unangemessen wie unmöglich. Kolumbus’ Reise war der Beginn eines Jahrhunderts des Staunens. Die europäische Kultur erlebte so etwas wie den “Überraschungsreflex”, den wir bei kleinen Kindern beobachten können: aufgesperrte Augen, ausgestreckte Arme, angehaltener Atem, der ganze Körper für einen Augenblick verkrampft (Greenblatt 1994: 24ff.).

Das mit dem Staunen einhergehende Gefühl der *Verwunderung* angesichts der vielen Wunder, die sich vor den europäischen Augen aufzu-

tun scheinen, besitzt freilich von der ersten Landung in einer tropischen Welt der Fülle an eine Dimension, die nach dem Besitz von Wissen strebt und eine neue Welt mit dem alten Wissen und dem Wissen der Alten reduktionistisch in Verbindung zu bringen versucht.¹ Ist Alexander von Humboldt also nur ein neuer, ein "zweiter Columbus", als der er im weiteren Verlauf seiner Rezeptionsgeschichte so oft bezeichnet wurde?² Wiederholt er nur einfach die Gesten und *res gestae*, welche die großen Entdecker vorgegeben und vorgelebt hatten? Sind Humboldt und Bonpland damit noch immer in jenem Dilemma gefangen, das die Wahrnehmung des Anderen in der abendländischen Kultur ins Zwielficht von kolonialer Expansion und imperial(istisch)em Blick rückt?

Gewiss hat Alexander von Humboldt, der im spanischsprachigen Raum dank seiner aus einer Hugenottenfamilie stammenden Mutter den Nachnamen Humboldt y Colomb getragen hätte,³ die Anspielungen auf Cristóbal Colón nicht nur in seinem Reisebericht, sondern in seinem gesamten *Œuvre* bis zu seinem Lebensende vervielfacht. Und doch wäre es vorschnell, würden wir neben der *Bewunderung* des Columbus bei Humboldt nicht auch die kritische Reflexion und die (selbst-)ironische Distanz erkennen, die Entdecker über Entdecker zum Sprechen bringt und zugleich voneinander abtrennt. So ist auch der "Überraschungsreflex", von dem Stephen Greenblatt mit Blick auf Columbus und dem "Beginn eines Jahrhunderts des Staunens" (Greenblatt 1997: 27) sprach, bei Alexander von Humboldt stets ein immer schon inszenierter, ein gleichsam reflektierter Reflex, der die Reaktionen des Adressaten und Lesers mit ins Kalkül zieht. Die Schilderung der größten Abenteurer und die (gerade im Vergleich mit anderen Briefen deutlich werdende) gezielte Dramatisierung der Gefahren für Leib und Leben der Reisenden reservierte Alexander gerne für die Briefe an den Bruder: Alexander von Humboldts Schreiben ist sich stets seiner jeweils gewählten Adressaten und Leser höchst bewusst.

Doch blieb der noch nicht Dreißigjährige in seinem ersten amerikanischen Brief an den älteren Bruder, der diesen Ende Oktober 1799

1 Vgl. hierzu Todorov (1985), insbes. das Kapitel "Colón als Hermeneut" (Todorov 1985: 23-46).

2 Vgl. Ette (1992).

3 Vgl. auch Ette (1997).

in Spanien erreichte, keineswegs bei der Darstellung des Staunens und des Glücksempfindens stehen. Denn die Erfahrung der Delokalisierung und Verrückung, der äußeren wie der inneren Bewegung angesichts der Größe und der Farben jener Gegenstände, die sich dem deutsch-französischen Forscherteam entgegenstellen, aufdrängen und entziehen, wird sogleich mit dem Versuch gekoppelt, diese Delokalisierung mit Hilfe des Rückgriffs auf eine auch in Amerika selbst ausgeübte Wissenschaft und damit an eine *scientific community* in der Neuen Welt selbst zu relokalisieren. Der Verweis auf die Forschungen des berühmten, seit 1760 in Neu-Granada arbeitenden spanischen Botanikers José Celestino Mutis, den Humboldt mit hohem Aufwand und nicht geringerer Werbewirkung später in der vizeköniglichen Hauptstadt Bogotá besuchen sollte, um mit dieser für die Aufklärung in Neu-Granada zentralen Figur sein "Heu" (Humboldt 1986: 93)⁴ (also seine bisherigen Pflanzensammlungen) zu vergleichen, blendet jene Technik der Humboldtschen Forschungsreise ein, die für die Humboldtsche Wissenschaftspraxis von fundamentaler Bedeutung war: nicht nur eine Reise zu dem zu Erforschenden, sondern auch zu den dortigen Forschern und ihren Ergebnissen, nicht nur zu den Reichtümern der Natur, sondern auch zu jenen der Archive und Bibliotheken des spanischen Kolonialreichs durchzuführen. Auch später wird Humboldt – wie etwa in seinen *Vues des Cordillères et Monuments des Peuples Indigènes* – nicht nur die abendländische Wissenschaftstradition, sondern auch die Vertreter der kreolischen Eliten, der mestizischen Autoren und der indigenen Kulturen zu Wort kommen lassen. Anders als bei Buffon oder de Pauw, Raynal oder Robertson ist die Neue Welt in den Schriften des preußischen Gelehrten nicht nur das sich den europäischen Augen darbietende Forschungsobjekt; sie beginnt sich auch als ein Forschungssubjekt abzuzeichnen, das in einen die Kontinente übergreifenden – wenn auch immer noch asymmetrischen – Dialog einbezogen ist.

Vom ersten Tag seines Aufenthaltes auf dem amerikanischen Kontinent an wird das Bestreben Humboldts erkennbar, das vor der Reise von ihm Recherchierte und Vorgewusste ebenso wie sein auf der Reise gesammeltes Erfahrungswissen mit Wissensbeständen zu-

4 Auf den in dieser Passage gleichfalls angeführten spanischen Botaniker Antonio José Cavanilles werde ich später zurückkommen.

sammenzuführen, die am Ort der Reise selbst vorhanden waren oder produziert wurden. Für sein Denken – und dies zeichnet sich bereits gleich zu Beginn seiner Reise in Amerika ab – ist folglich entscheidend, Wissensbestände unterschiedlichster Herkunft aufeinander zu beziehen und in einen wechselseitigen Austausch zu bringen. Nicht anders verhält es sich mit den “Wundern”, die für ihn nur in einer ersten Phase der Untersuchung als einzelne Phänomene betrachtet werden sollten, in der Folge aber auf den “Eindruck” zu beziehen sind, den “das Ganze dieser kraftvollen, üppigen und doch dabei so leichten, erheiternden, milden Pflanzennatur macht” (Humboldt 1993: 42). Das auf den ersten Blick so “Außer-Ordentliche” wird damit relational eingebunden in ein Ganzes, in eine Gesamtordnung, innerhalb derer die Einzelphänomene in ihrer Signifikanz und Funktionalität zugleich wahrgenommen und verstanden werden müssen. Die Humboldtsche Vernetzungswissenschaft zielt auf den Gesamteindruck und lässt sich als eine relationale Wissenschaftspraxis verstehen, die unterschiedlichste Wissensbestände und Disziplinen quert.

Dies geht keineswegs mit einer Tilgung der Spezifik von ihm untersuchter Phänomene einher: Humboldt ist nicht daran gelegen, die von ihm beobachtete Differenz im Rahmen eines Gesamtbildes wieder auszulöschen. Schon in seinem Brief vom 16. Juli 1799 versuchte er, in einem ersten Schritt deutlich zwischen den Beobachtungsgegenständen europäischer und amerikanischer Provenienz zu unterscheiden. So betonte er nicht nur den “Zauber” der von ihm erstmals erfahrenen Tropennatur, sondern auch die Tatsache, dass die beiden europäischen Forscher “seit gestern auch noch nicht ein einziges Pflanzen- oder Thierprodukt aus Europa gesehen” (Humboldt 1993: 41) hätten. Das Beobachtete wird von Humboldt stets auf den Beobachter zurückbezogen und mit seinen jeweiligen Beobachtungsbedingungen, mit seiner Herkunft, seinem Vorwissen, seinen Vergleichspunkten, ja seinen jeweiligen Gemütszuständen in Beziehung gesetzt.

So sind Bonpland und Humboldt als “Europäer” in Cumaná “in dem göttlichsten und vollsten Lande”: “Wunderbare Pflanzen, Zitteraale, Tiger, Armadille, Affen, Papageien, und viele viele echte halbwilde Indianer, eine sehr schöne und interessante Menschenrasse” (Humboldt 1993: 41). Zweifellos erscheinen in diesem Inventar des Wunderbaren, das ganz nebenbei einige der wichtigsten Erzählkerne

des späteren Humboldtschen Reiseberichts noch vor dem eigentlichen Reisebeginn "vorwegnimmt", "halbwilde Indianer" als interessante Forschungsobjekte gleichsam als ein Teil der Natur. Über die Existenz bestimmter Restbestände kolonialer Darstellungsformen gerade in den frühen Schriften Alexander von Humboldts sollte man sich nicht hinwegtäuschen. Doch darf man nicht übersehen, dass Humboldt in seinen Schriften nicht nur die präkolumbischen Hochkulturen – wie etwa in seinen *Vues des Cordillères* – zu Wort kommen lässt, sondern auch die zeitgenössischen indianischen Bevölkerungsgruppen in ihrer jeweils unterschiedlichen Position innerhalb der Kolonialgesellschaften zu verorten sucht. So wird er nicht nur sehr früh in Carlos del Pino einen indianischen Führer und Gesprächspartner finden, der ihn auf weiten Teilen seiner Reise durch das heutige Venezuela begleiten sollte, sondern von Beginn an immer wieder die Lage ethnisch, kulturell oder sozial marginalisierter Gruppen und die jeweiligen Möglichkeiten diskutieren, wie die unterschiedlichsten Bevölkerungssegmente in eine künftig gemeinsame gesellschaftliche Entwicklung integriert werden könnten.

Dabei rückten im Brief vom 16. Juli 1799 nicht nur die schwarzen Sklaven, sondern auch die "Kupferindianer" ins Blickfeld, die "außerhalb der Stadt" und damit am Rande der kolonialspanischen Gesellschaft lebten (Humboldt 1993: 41). Humboldts Darstellung indigener Bevölkerungsgruppen entbehrt zwar nicht der Ambivalenz, zeigen sich in seinen Äußerungen doch bisweilen Versatzstücke eines europäisch-kolonialistischen Indianerbildes. Dass er zugleich aber immer wieder auf die geschichtlichen Ursprünge und politischen Bedingungen ebenso dieses Bildes wie der Marginalisierung indigener Bevölkerungsgruppen in Amerika aufmerksam machte, die Kulturgeschichte der unterschiedlichen indianischen Völker in für seine Zeit höchst umfassender Weise untersuchte und immer wieder die Barbarei der europäischen Zivilisation gerade hinsichtlich deren Verbrechen an der indianischen wie der schwarzen Bevölkerung geißelte, darf darüber nicht aus dem Blick geraten.⁵ Humboldts Denken enthält die Widersprüche der Moderne – etwa das Einfließen kolonialistischer Praktiken in die modernen Wissenschaften im Okzident –, legt zugleich aber auch nachhaltigsten Widerspruch ein gegen eine allein an

5 Vgl. hierzu Ette (2002, insbesondere S. 183-196).

den Interessen Europas und seiner Bevölkerung ausgerichtete Moderne.

Glückszustand und Euphorie des europäischen wissenschaftlichen Subjekts sind in diesem Brief zweifellos an die sinnliche Erfahrung einer anderen, nicht-europäischen Welt geknüpft, eine Erfahrung, die den französischen Reisegefährten nach eigener, von Humboldt referierter Aussage geradezu "von Sinnen kommen" (Humboldt 1993: 42) ließ. Den Forschern eröffnen sich hier ungeheure Betätigungsfelder, die mit der relativen Unbekanntheit dieser Regionen zusammenhängen. Die Euphorie richtet sich auf dieses "Neue" im Sinne eines noch zu Erforschenden. So bietet sich die Neue Welt – als gegenüber der Alten Welt wissenschaftlich weitaus weniger erforschter Teil des Planeten – als "neu" an, hält sie doch allein im Bereich der Pflanzenwelt eine noch unabschätzbare Zahl bislang unerforschter Gewächse bereit. Hieran entzündet sich Humboldts Euphorie, sein Glücksgefühl angesichts einer ganzen Welt, die es für die Wissenschaften noch zu "entdecken" galt. Es ist die Fülle eines durch die "Verrückung" in greifbare Nähe gerückten Wissens, das den von Humboldt dargestellten und bewusst in Szene gesetzten Zustand der Euphorie auslöst.

So wird der Neue Kontinent – und insbesondere dessen Tropenregion – zum Ort einer euphorisch betriebenen Wissenschaft, die in der Humboldtschen Wissenschaftspraxis stets eine mobile Wissenschaft sein sollte. Wie Humboldt auf der Überfahrt von Tenerife an die Küste von Cumaná wie in einem beweglichen Labor unablässig Messungen und Untersuchungen vorgenommen hatte, um die von der Fregatte "Pizarro" durchquerten Meeresregionen möglichst umfassend in seine irdischen wie astronomischen (und damit auch kosmischen) Forschungen einbeziehen zu können, so zeichnen sich in diesem ersten amerikanischen Brief an Wilhelm von Humboldt auch bereits künftige Reisewege an den Orinoco oder nach Cuba ab, die Humboldts und Bonplands tatsächlichen Reiseverlauf bereits grob abstecken. Waren beide Forscher aber noch während der ersten drei Tage wie die "Narren" umhergelaufen, die wissenschaftlich "nichts bestimmen" können, da sie ständig ihre Gegenstände unkoordiniert ergreifen, um sie sogleich wieder mit anderen zu vertauschen, galt es nun, dieses euphorisierte, unkontrollierte Hin und Her in eine geordnete, wissenschaftlich unablässig überprüfte und gemessene Bewegung zu über-

führen. Eine so verstandene mobile Wissenschaft lässt die Bewegung ihrer Forschensubjekte freilich in einem doppelten Sinne – als Bewegung im Raum der Forschungsobjekte und als innere Bewegung der Forschensubjekte – fruchtbar werden. Humboldts Wissenschaftspraxis in Amerika ist die einer euphorischen Wissenschaft in dem Sinne, dass sie bei allen Messungen und Untersuchungen, bei allen Vergleichen und Verweisen das Staunen im Angesicht ihrer Gegenstände nicht verlernt hat.

2. Eine neue Welt (in) der Wissenschaft

In einem weiteren, auf den 21. September 1801 datierten und mit genauen Längen- und Breitenangaben versehenen Brief berichtete der mittlerweile in Contreras bei Ibagua angekommene Alexander seinem Bruder Wilhelm vom bisherigen Verlauf sowie vielen Ergebnissen und Erlebnissen seiner Reise. Dabei stellte er seinem über zwei Jahre nach dem eingangs zitierten Brief verfassten Zwischenbericht eine sehr persönliche Überlegung voran:

Ich bin äußerst glücklich, meine Gesundheit ist so gut als sie vorher nie war; mein Muth ist unerschütterlich; meine Pläne gelingen mir; und wo ich hinkomme, werde ich mit zuvorkommender Gefälligkeit aufgenommen. Ich habe mich bereits dergestalt an die neue Welt, die mich umgiebt, gewöhnt, an die Tropen-Vegetation, die Farbe des Himmels, die Stellungen der Gestirne, den Anblick der Indianer, daß Europa meiner Einbildungskraft manchmal nur wie ein Land vorschwebt, das ich in meiner Kindheit sah. Ich sehne mich darum indeß nicht weniger dahin zurück, und denke, im Herbst 1804 wieder bei Euch zu sein (Humboldt 1993: 147).

Die zeitlich recht präzise Planung seiner Rückkehr nach Europa mag zeigen, dass sich die Forschungsreise von Humboldt und Bonpland in ihrer hermeneutischen Bewegungsstruktur ganz selbstverständlich in jene Kreisstruktur einschreibt, die mit der ersten Fahrt des Christoph Columbus gleichsam archetypisch vorgezeichnet worden war. Wie für den Genuesen war für den Preußen Europa nicht nur Ausgangs-, sondern Zielort der gesamten Reise, da sich für beide nur in Europa das eigentliche Ziel, die (wissenschaftliche, politische oder soziale) Erfüllung des gesamten Vorhabens erreichen und verwirklichen ließ. An dieser Rückkehr nach Europa und insbesondere in die wissenschaftliche Metropole Paris hielt Humboldt ebenso unerschütterlich fest wie an seinen ungeheuer weitläufigen und anstrengenden ameri-

kanischen Reiseplänen, welche die Voraussetzung für seine mobile Vernetzungswissenschaft bildeten.

Gleichwohl zeigt diese Passage, dass im asymmetrischen Spannungsfeld zwischen Europa und Amerika, zwischen östlicher und westlicher Hemisphäre, keineswegs allein die Alte Welt zum Sehnsuchtsort geworden ist. Denn Amerika ist für Alexander von Humboldt – sechszwanzig Monate nach seinem Brief aus Cumaná und noch vor seinen Besteigungsversuchen des Chimborazo und anderer Bergriesen der amerikanischen Kordilleren – zum Schauplatz seines Glücks (im Sinne eines anhaltenden Glücksgefühls wie der notwendigen Fortüne beim Gelingen seiner Pläne) geworden. Zum Zeichen dieses Glücks wird ihm sein nach eigener Aussage hervorragender Gesundheitszustand, fühle er sich doch gesünder denn jemals zuvor.

Die Welt der amerikanischen Tropen steht für Humboldt im Schnittpunkt zweier unterschiedlicher hemisphärischer Konstruktionen, stehen sich in seinem Denken und in seiner literarisch-wissenschaftlichen Darstellungsweise doch nicht allein die östliche und die westliche, sondern auch die nördliche und die südliche Hemisphäre gegenüber. In diesem Sinne steht die Reise des – wie er oft betonte – im Kometenjahr 1769 Geborenen im Zeichen nicht nur eines guten Sterns, sondern mehr noch eines ganzen Sternenhimmels. So heißt es in der *Relation historique* mit Blick auf die Überfahrt von der Alten in die Neue Welt:

Seit unserem Eintritt in die heiße Zone wurden wir nicht müde, in jeder Nacht die Schönheit des südlichen Himmels zu bewundern, an dem, je weiter wir nach Süden vorrückten, immer neue Sternbilder vor unseren Blicken aufstiegen. Ein sonderbares, ganz unbekanntes Gefühl wird in einem rege, wenn man bei der Annäherung an den Äquator und namentlich beim Übergang aus der einen Halbkugel in die andere sieht, wie die Sterne, die man von frühester Kindheit an gekannt, immer tiefer hinabrücken und endlich verschwinden. Nichts mahnt den Reisenden so lebhaft an die ungeheure Entfernung seiner Heimat als der Anblick eines neuen Himmels (Humboldt 1991: I, 195f.).

Erneut wird die Er-Fahrung der Neuen Welt nicht nur mit der räumlichen Distanz von der Heimat, sondern auch mit dem Zurücklassen einer alten Welt der Kindheit verbunden, wobei das "Neue" dieser Welt hier zugleich in einen kosmischen Zusammenhang gerückt wird. Als genießende Wissenschaft ist die *Humboldtian Science* stets autobiographisch unterfüttert und entbindet ihre ästhetische Dimension aus

einer (planmäßigen) Delokalisierung, wie sie in dieser Passage aus einer sich im Raum verändernden, zwischen östlicher und westlicher, nördlicher und südlicher Halbkugel bewegenden Perspektivik beim Blick in den Sternenhimmel literarisch eindrucksvoll vorgeführt wird. Die raum-zeitliche Herkunft des Reisenden wird markiert, zugleich aber in eine Beobachterperspektive umkodiert, für die sich die Konstellationen verändert haben: Nicht nur in einem planetarischen, sondern auch in einem kosmischen Sinne ist für den europäischen Reisenden die Welt der amerikanischen Tropen⁶ neu.

Humboldts komplexe Repräsentation der Neuen Welt beinhaltet sowohl eine tellurische als auch eine kosmische Dimension, schließt in vertikaler Reihung die Pflanzenwelt der Tropen ebenso ein wie die Farbe des Himmels und die Konstellationen der Sternbilder, begreift den "Anblick der Indianer" wie die zuvorkommende "Gefälligkeit" aller Bewohner dieses Kontinents gegenüber dem europäischen Reisenden (Humboldt 1993: 147). Europa rückt demgegenüber in eine Distanz, die nicht nur räumlicher, sondern zeitlicher Natur ist, und wird als Kontinent zu einem "Land" (Humboldt 1993: 147) umgedeutet, dem beide Reisenden entstammen. Die eigene "Verwandlung" zum Europäer, die Alexander von Humboldt im ersten, auf 1815 datierten Band seiner *Relation historique* ebenfalls aus einer Bewegung heraus signalisieren wird, indem er den Lichtschein "einer Fischerhütte von Sisarga" an der spanischen Atlantikküste – "das letzte, was uns von der Küste Europas zu Gesicht kam" (Humboldt 1991: I, S. 65) – zum letzten Zeichen der "Küste des Heimatlandes (*pays natal*)" (Humboldt 1991: I, 66) umkodiert, wird im Brief vom 21. September 1801 vorweggenommen. Alexander von Humboldt bereist "als Europäer" die Neue Welt, doch zugleich wird ihm diese Welt zum eigenen Element, an dessen Peripherie die alte Welt einer Kindheit in Preußen verschwimmt.

6 Humboldts tropenzentrische, in einem zweifachen hemisphärischen Koordinatensystem verankerte Sichtweise dessen, was für ihn diese ihn umgebende Neue Welt darstellt, wird auch in vielen anderen Briefen schon früh – selbst in ihrer Rückbindung an das eigene Körperempfinden – deutlich. So lesen wir in einem Brief vom 21. Februar 1801 aus Havanna an seinen Freund, den Botaniker Karl Ludwig Willdenow: "Meine Gesundheit und Fröhlichkeit hat trotz des ewigen Wechsels von Nässe, Hitze und Gebirgskälte [...] sichtbar zugenommen, seitdem ich Spanien verließ. Die Tropenwelt ist mein Element, und ich bin nie so ununterbrochen gesund gewesen als in den letzten 2 Jahren" (Humboldt 1993: 126).

“Neu” aber ist ihm die Neue Welt nicht etwa, weil sie – wie es die vorherrschenden zeitgenössischen Theorien noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wollten – geologisch jüngeren Datums und später aus den Wassern emporgestiegen wäre, so dass auf ihr alle Entwicklung und alles Leben im Verhältnis zur Alten Welt neueren Datums sein müssten. Neu ist ihm diese Welt – und im Begriff “Welt” überschneiden sich bei Humboldt (wie noch zu zeigen sein wird) stets eine kosmische, eine planetarische und eine abstrakt philosophische Bedeutungsebene – deshalb, weil sie in einer euphorischen, seinen Geist wie seinen Körper gleichermaßen erfassenden Bewegung an die Stelle einer längst entrückten alten Welt als Zeichen einer *Vita Nova* getreten ist: wie ein neues Leben, das sich in einer geradezu unbegrenzten Bewegungsfreiheit im Schnittpunkt aller Hemisphären zu entfalten sucht. Diese für ihn neue, erst durch die Reise entstandene Welt aber ist ihm ein *Mundus Novus*, der von der Pflanzenwelt bis zum Himmelszelt, von der Bevölkerung bis zu deren Umgangsformen reicht. Es ist “diese” Welt, mit der sich sein Lebensglück – auch im Sinne (s)eines glückenden Lebens – verbindet.

Wie sehr diese auf den ersten Blick so persönliche und subjektive Sichtweise einer “neuen Welt” mit den zeitgenössischen Debatten um den amerikanischen Kontinent verbunden ist und sich daher in einer Auseinandersetzung situiert, die Antonello Gerbi als die *Disputa del Nuovo Mondo* bezeichnete,⁷ mag ein Brief Alexander von Humboldts vom 22. April 1803 aus Mexiko an eben jenen Antonio José Cavanilles zeigen, dessen wissenschaftliche Publikation Humboldt im eingangs zitierten Brief vom 16. Juli 1799 bereits erwähnt hatte. Darin berichtete er dem damaligen Direktor des Botanischen Gartens in Madrid in seinem in spanischer Sprache verfassten Schreiben nicht nur von einigen äußerst strapaziösen Etappen, in deren Verlauf Bonpland und er sich stets bester Gesundheit erfreut hätten (“nos hemos conservado siempre robustos” [Humboldt 1993: 225]),⁸ sondern machte den berühmten spanischen Wissenschaftler in diesem Zusammenhang auch auf die verbreiteten Vorurteile vieler Europäer aufmerksam:

7 Vgl. Gerbi (1983).

8 Da der Gesundheitszustand Aimé Bonplands während der Reise mehrfach zu ernster Besorgnis Anlass gab, dürfte die erste Person Plural freilich nur für Humboldt allein gelten.

Han exagerado muchos Europeos la influencia de estos climas en el espíritu, y afirmado que es imposible soportar aquí el trabajo intelectual; pero nosotros debemos publicar lo contrario, y decir por experiencia propia que nunca nos hemos hallado con más fuerzas que al contemplar las bellezas y magnificencia con que se presenta aquí la naturaleza. Su grandeza, sus infinitas y nuevas producciones nos electrizaban, por decirlo así, nos llenaban de alegría, y hacían invulnerables. Así trabajábamos expuestos por tres horas al sol abrasador de Acapulco y de Guayaquil, sin experimentar incomodidad notable; así pisamos las nieves heladas de los Andes; y así corrimos con alegría los desiertos, los espesos bosques, la marina y sitios cenagosos (Humboldt 1993: 225f.).

Humboldt bezieht hier explizit und vehement Stellung gegen jeglichen Versuch, eine Inferiorität der Neuen Welt mit dem Hinweis auf ein Klima zu begründen, das der geistigen Arbeit, dem *trabajo intelectual*, abträglich oder gar schädlich wäre. Dagegen führt er jahrelange wissenschaftliche Aktivitäten in den unterschiedlichsten Klima- und Landschaftszonen Amerikas ins Feld, so dass die eigene Erfahrung (*experiencia propia*) eindeutig belege, dass derlei Vorurteile angesichts einer großartigen Natur gänzlich fehl am Platze seien. Die von Humboldt verwandte Metaphorik, die Schönheiten der Neuen Welt hätten die Reisenden förmlich elektrisiert, mit Freude erfüllt und sie gänzlich unverwundbar (*invulnerables*) gemacht, mag aus zeitlicher Distanz als übertrieben erscheinen; ihr Ziel aber war es, der in Europa noch lange Zeit anhaltenden und von Humboldt auch in den nachfolgenden Jahrzehnten immer wieder bekämpften Inferiorisierung Amerikas mit dem Verweis auf eigene, in den Äquinoktial-Gegenden des Neuen Kontinents gemachte Erfahrungen massiv entgegenzutreten. Denn Humboldt hatte die Berührung mit der "Neuen Welt" in der Tat elektrisiert und in einen Spannungszustand versetzt, der nicht nur aus seiner Korrespondenz und seinen Tagebüchern, aus seinen nicht selten gewagten Exkursionen und rastlosen Untersuchungen, sondern auch aus vielen seiner Veröffentlichungen spricht. Die von 1799 bis 1804 durchgeführte *Reise in die Äquinoktial-Gegenden des Neuen Kontinents* markierte für Humboldt nicht nur einen neuen Lebensabschnitt, sondern eröffnete ihm eine *Vita Nova*, ein neues Leben, das aufs Engste mit der neuen Welt (in) der Wissenschaft und seinem euphorischen Verhältnis zum Wissen zusammenhing.

3. *Mundus Novus* und hemisphärische Ganzheit

Nur vor dem Hintergrund dieser Reiseerfahrung und der damit in Zusammenhang stehenden Entfaltung eines Lebenswissens, das Alexander von Humboldt in seinen Werken mit Hilfe einer Vielzahl narrativer beziehungsweise literarischer Verfahren als Erlebenswissen an seine Leserschaft weiterzugeben versuchte, werden die semantische Intensität und epistemologische Komplexität des von ihm entfalteten neuen, historiographisch fundierten Diskurses über die Neue Welt verständlich. Gleichviel, ob sich Humboldt aus ozeanographischer oder klimatologischer, geologischer oder geomorphologischer, pflanzengeographischer oder anthropologischer, altamerikanistischer oder kulturgeschichtlicher, historiographischer oder politischer, literarischer oder kunstgeschichtlicher Perspektive dem amerikanischen Kontinent annäherte: Stets geschah dies über eine jahrzehntelange transdisziplinäre Auseinandersetzung hinweg leidenschaftlich und im Bewusstsein, einen Beitrag dazu leisten zu wollen, Amerika einen gleichberechtigten Status innerhalb der künftigen multipolaren Weltentwicklung zu erstreiten. Dies aber implizierte, dass Alexander von Humboldt den amerikanischen Kontinent in dessen Vielgestaltigkeit und Differenziertheit stets als eine hemisphärische Einheit wahrnahm. Zur Bezeichnung dieser Einheit – die für ihn immer eine Vielheit in sich barg – gab er in seinen Schriften neben dem Begriff der “Neuen Welt” (*nouveau monde*) vor allem jenen des “Neuen Kontinents” (*nouveau continent*) den Vorzug.

Mit Blick auf Christoph Columbus und Amerigo Vespucci hat Alexander von Humboldt in seinem in fünf Bänden zwischen 1836 und 1839 in französischer Sprache publizierten und bis heute einsichtenreichen *Examen critique* die Ansicht vertreten, dass keiner der beiden Seefahrer “jemals den Gedanken an die Entdeckung eines neuen Festlandes gehegt” (Humboldt 1852: III, 130)⁹ habe: “Beide waren gleichmäßig bis zu ihrem Tode der festen Ueberzeugung, verschiedene Punkte des Festlandes von Asien berührt zu haben [...], wie

9 Es wäre an der Zeit, diese wichtige und auch für die aktuelle Leserschaft einsichtenreiche Schrift wieder einem größeren Publikum zugänglich zu machen.

aus ihren Zeugnissen auf das Bestimmteste hervorgeht" (Humboldt 1852: III, 130-132).¹⁰

War Columbus sicherlich fest davon überzeugt, seinen Plan, die an Gewürzen und anderen Gütern reichen Teile Asiens auf dem Westwege zu erreichen, in die Tat umgesetzt zu haben, so stellen sich bei Amerigo Vespucci – der anders als der genuesische Seefahrer nicht im Zentrum des Humboldtschen *Examen critique* stand – die Sachverhalte doch wesentlich komplexer und widersprüchlicher dar. Denn der Florentiner Vespucci sprach in seinem berühmten, rasch in vielen Abschriften und Übersetzungen in Europa zirkulierenden Brief von 1503 an Lorenzo di Pier Francesco de Medici in der Tat von einem *Mundus Novus*, den er aufgefunden habe und in der Folge beschreiben wolle:

In den letzten Tagen habe ich Euch ausführlich von meiner Rückreise aus jenen neuen Regionen [*ab novis illis regionibus*] berichtet, die wir mit der Flotte, auf Kosten und im Auftrag des durchlauchtigsten Königs von Portugal (woher ich Euch nun schreibe) erkundeten und entdeckten, und die man als eine neue Welt bezeichnen könnte [*novum mundum appellare licet*], wo doch die Alten von diesen Gebieten keine Kenntnis besaßen und deren Existenz allen, die davon hören, völlig neu [*novissima res*] ist. Denn in der Tat übersteigt dies die Vorstellungen der Menschen unserer Antike [*opinionem nostrorum antiquorum excedit*] bei weitem, insofern der Großteil von ihnen meinte, es gäbe überhaupt kein Festland südlich des Äquators sondern nur noch das Meer, welches sie Atlantik nannten; und selbst wenn einige wenige behaupteten, daß dort Festland läge, so erklärten sie doch mit vielen Argumenten, daß dieses Land nicht bewohnbar wäre. Daß aber diese ihre Vorstellung falsch ist und der Wahrheit in keiner Weise entspricht, hat diese meine letzte Seefahrt bewiesen, da ich in jenen südlichen Breiten einen Kontinent fand, der mit Völkern und Tieren dichter besiedelt ist als unser Europa oder Asien und Afrika, und darüberhinaus ein Klima, das gemäßigter und angenehmer ist als in irgendeiner anderen uns bekannten Weltgegend, wie Ihr weiter unten noch hören werdet. Dort werde ich in aller Kürze die Hauptpunkte der Ereignisse und alle berichtenswerten Dinge, die ich in dieser neuen Welt [*in hoc novo mundo*] gesehen oder gehört habe, zu Papier bringen (Vespucci 2002: 13).¹¹

10 Und er fügte hinzu: "Das Datum des Jahres 1497, welches auf die erste Reise des Vespucci in seinen gedruckten Briefen angewendet wird, war in dieser Beziehung nach den im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts üblichen Begriffen von gar keiner Wichtigkeit" (Humboldt 1852: III, 132).

11 Dort auch die lateinischen Zitate.

Wie auch immer man den Authentizitätsgrad der wenigen auf uns überkommenen Briefe und Schriften des Amerigo Vespucci einschätzen mag: Unstrittig ist doch, dass mit seinem Brief die Existenz eines *Mundus Novus* behauptet und damit diskursiv geschaffen wurde. Dabei muss uns in diesem Zusammenhang nicht interessieren, auf Grund welcher wohlbekannten Irrtümer und Missverständnisse der junge Geograph und Kartograph Martin Waldseemüller im Jahre 1507 in seiner *Cosmographiae universalis introductio* den Vornamen des Florentiner Reisenden als Benennung für den von diesem diskursiv in die Welt gesetzten "neuen Kontinent" vorschlug und in seine Weltkarte übertrug. Denn unverkennbar ist die Tatsache, dass Vespucci die von ihm dargestellten "neuen Regionen" beziehungsweise diese "neue Welt" deshalb als "neu" bezeichnete, weil von diesem Kontinent in der abendländischen Antike keine Kenntnis und keinerlei Vorstellungen bestanden habe. Als "neu" wurde dieser *Mundus Novus* in der angeführten Passage folglich insofern bezeichnet, als er noch kein integrativer Bestandteil des abendländischen Wissens gewesen sei, so dass ihm daher aus "europäischer" Perspektive im Vergleich mit anderen, dem Abendland bereits bekannten Weltgegenden die Charakterisierung als *novus* zugesprochen werden durfte.

Die diskursive Scheidung zwischen "Alter" und "Neuer" Welt steht damit zwar nicht in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Vorhaben des Columbus, Indien, China und das Cipango des Marco Polo aus vorrangig wirtschaftlichen und geostrategischen, daneben aber auch politischen und christlich-theologischen Gründen auf dem Westwege zu erreichen; sie ist jedoch aufs Engste mit der kolonialen Expansion Europas und somit der ersten Phase beschleunigter Globalisierung verbunden. Die jahrzehntelange Auseinandersetzung Alexander von Humboldts mit dieser aus seiner Sicht für die Entwicklung der Menschheit so folgenreichen Phase gipfelte im *Examen critique*, in seinen *Kritischen Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt* ... Schon vom ersten Satz seiner auf "Berlin, im November 1833" (Humboldt 1852: I, 19) datierten "Vorrede" stellte sich dieser Prozess aus übergreifendem historischem Blickwinkel als eine planvolle weltgeschichtliche Entwicklung dar:

Diejenigen Jahrhunderte, in denen sich die Merkmale lebendigen geistigen Strebens offenbaren, bieten dem Beobachter den entscheidenden

Charakter einer unabänderlichen Bewegung nach einem vorgesteckten Ziele dar (Humboldt 1852: I, 6).

Dabei erschien ihm das in seiner Untersuchung zentral gestellte 15. Jahrhundert als eine entscheidende Scharnierphase ebenso für die Länder des Abendlandes wie für die weitere geschichtliche Entwicklung, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu jener zweiten Phase beschleunigter Globalisierung führen sollte, auf deren Problemhorizont sein gesamtes amerikanistisches Werk eine Antwort darstellte:

In der Mitte zwischen zwei gänzlich von einander verschiedenen Bildungsstufen sehen wir in ihm gleichsam eine Zwischenwelt, die zugleich dem Mittelalter und der neuern Zeit angehört. Das funfzehnte Jahrhundert ist das Zeitalter hervorstechender Entdeckungen in dem Raume, neuer Wege, die den Verbindungen der Völker dargeboten wurden, frühere Wahrnehmungen einer natürlichen Erdbeschreibung, welche alle Breiten- und Höhengrade umfaßte (Humboldt 1852: I, 6).

Diese "Zwischenwelt" des 15. Jahrhunderts mit ihren Entdeckungen, ihren neu eröffneten Wegen und ihrer sich präzisierenden Erdbeschreibung ordnete Humboldt freilich in eine umfassendere Entwicklung ein, innerhalb welcher der "Zustand unserer europäischen Civilisation" auf "Griechenland, als den ersten Ausgangspunkt" (Humboldt 1852: I, 47) zurückgeführt wird. So lässt sich das *Examen critique* als die sorgfältige Untersuchung jener abendländischen Expansionsbewegung begreifen, die Alexander von Humboldt im zweiten Band seines *Kosmos* mit dem Begriff des *Weltbewußtseins* belegte, das sich aus der spezifischen Land-Meer-Verteilung des östlichen Mittelmeerraumes und den dort sich entwickelnden Verbindungen zwischen den Völkern und Kulturen in zunehmendem Maße – wenn auch nicht gleichmäßig – herausgebildet habe (Humboldt 1845-1862: II, 154).¹² Innerhalb dieser vom Abendland ausgehenden Entwicklung siedelte er noch sein eigenes Unternehmen, seine eigene Reise an, die sich selbstverständlich nicht weniger als die Fahrten des 15. und 16. Jahrhunderts als eine planvolle, nicht dem Zufall geschuldete (wenn auch vom Zufall nicht unabhängige) Unternehmung verstand:

Die großen Entdeckungen auf der westlichen Halbkugel waren kein Werk des Zufalls. Es würde ungerecht sein, den ersten Keim dazu in jenen instinktmäßigen Dispositionen der Seele suchen zu wollen, denen die

12 Vgl. hierzu Ette (2002: 92-101).

Nachwelt so oft das zuzuschreiben geneigt ist, was eine Frucht des Genies und langen Nachdenkens war (Humboldt 1852: I, 31).

Mit dem Begriff der westlichen Halbkugel fokussierte Alexander von Humboldt jene Region des Planeten, die – jenseits anderer Gebiete, welche ebenfalls zum Aufmarschgebiet europäischer Expansionsbestrebungen wurden – er selbst auf seiner Reise durch die Inselwelt und Festlandsäume der Karibik, durch Teile Südamerikas (vom heutigen Venezuela über Kolumbien und Ecuador bis nach Peru) wie Nordamerikas (Mexiko und die Vereinigten Staaten) besuchte.

Mochten die verschiedenen Entdeckungsreisen des 15. und 16. Jahrhunderts auch planvolle Unternehmungen gewesen sein, so wusste Humboldt wie kaum ein anderer seiner Zeitgenossen doch sehr wohl, in welchem Maße die Benennungen der westlichen Hemisphäre und ihrer Teile den verschiedenartigsten Missverständnissen und Zufällen ausgesetzt waren und – wir dürfen hinzusetzen: bis zum heutigen Tage – auch blieben. So zeichnete er auf der Grundlage einer Vielzahl historischer wie zeitgenössischer Dokumente und Quellen die Namensgeschichte Amerikas nach, verfolgte die Spuren anderer Benennungen und betonte immer wieder, wie prekär diese europäischen Taufakte von Anfang an waren:

Uebrigens ist es mit dem Namen der Antilleninseln gegangen, wie mit dem von Amerika; der erstere wurde, wie wir gesehen haben, im Jahre 1493 von Anghiera vorgeschlagen, der letztere 1507 von Ylacomylus [i.e. Waldseemüller], und bei beiden war mehr als ein Jahrhundert erforderlich, ehe der Gebrauch allgemein verbreitet war. Christoph Columbus faßt nie die Gesamtmasse der von ihm entdeckten *Inseln von Indien* unter eine gemeinschaftliche Benennung zusammen. [...] Auf den Karten des Juan de la Cosa und Ribero findet sich keine Spur von dem Namen der Antillen (Humboldt 1852: I, 428).

Ohne an dieser Stelle der Begeisterung Alexander von Humboldts nachgeben zu können, der in der Folge eine beeindruckende Vielzahl von Bezeichnungen allein für den Bereich der Antillen beziehungsweise der Karibik auflistete und diskutierte, sei doch zumindest festgehalten, dass es dem preußischen Gelehrten darum ging, die westliche Hemisphäre zugleich als eine Gesamtheit und als eine höchst differenzierte Vielheit zu begreifen und darzustellen. Dies galt jedoch nicht allein für die Zeit nach der so genannten “Entdeckung”, sondern gerade auch für die präkolumbische Zeit, in der die naturräumliche Differenzierung einer nicht geringeren kultur- und sprachräumlichen

Vielgestaltigkeit gegenüberstand: So hielt Humboldt gleich zu Beginn seiner *Ansichten der Kordilleren und Monumente der eingeborenen Völker Amerikas* fest:

Die amerikanische Rasse, in der Zahl die kleinste von allen, bewohnt indessen den weitesten Raum auf dem Globus. Sie breitet sich über die beiden Hemisphären aus, vom 68. Grad nördlicher bis zum 55. Grad südlicher Breite. Sie ist die einzige von allen Rassen, welche sich gleichermaßen in den heißen Ebenen nahe des Ozeans wie auf dem Rücken der Berge niedergelassen hat, bis in Höhen hinauf, die den Pic von Teneriffa um 200 Toisen übersteigen.

Die Zahl der Sprachen, welche die vielfältigen eingeborenen Volksstämme voneinander unterscheiden, erscheint auf dem neuen Kontinent noch beträchtlicher als in Afrika, wo es, nach den neuen Forschungen der Herren Seetzen und Vater, über 140 davon gibt. [...] Diese einheitliche Tendenz der Idiome kündigt wenn nicht von einem gemeinschaftlichen Ursprung, doch von einer äußersten Analogie in den geistigen Anlagen der amerikanischen Völker von Grönland bis in die Magellanschen Gegenden (Humboldt 1810: VIII-X).

Die Mannigfaltigkeit der Sprachen der über den gesamten Kontinent verstreuten und insgesamt in recht geringem Maße im wechselseitigen Austausch stehenden indigenen Bevölkerung zeigt, in welchem Maße das sich über die südliche wie die nördliche Halbkugel erstreckende Amerika für Humboldt ein Kontinent größter Heterogenität war, zugleich aber in seinen Gemeinsamkeiten nur aus einer hemisphärischen Sichtweise heraus wissenschaftlich untersucht werden konnte. Die Ereignisse nach der *Conquista* verstärkten – wie wir sahen – nach Humboldts Auffassung diese fundamentale, sich durch die Geschichte des Kontinents ziehende Heterogenität noch weiter. Damit stellt sich die Frage, mit Hilfe welcher diskursiven und begrifflichen Strukturierungen und Modellierungen Alexander von Humboldt sein so geartetes Verständnis dieser “Neuen Welt” gestaltete.

4. Weltbegriff und Pluralität

Bei der semantischen Untersuchung von Weltbegriffen lassen sich zumindest drei verschiedene Bedeutungsebenen und -zusammenhänge voneinander unterscheiden. Dabei besitzen Begriffsbildungen wie “Weltraum” oder “Weltall” – das seit dem 17. Jahrhundert als Ersatzwort für lat. *universum* gebildet wurde – eine galaktische oder kosmische Bedeutung, wobei nicht vergessen werden sollte, dass in das

Lexem “Welt” das althochdeutsche Wort *uueralt (Braun 1997: 444)¹³ beziehungsweise das germanische *wera- für “Mann”, “Mensch” eingegangen ist (Kluge 1999: 885). Dies bedeutet, dass die Begrifflichkeit von “Welt” zumindest etymologisch im Deutschen immer schon menschhaltig ist. Schon früh sind im Deutschen verschiedenste Weltkomposita nachweisbar.

Neben dieser ersten, über die Grenzen des Planeten Erde weit hinausgreifenden Isotopie lässt sich eine zweite Bedeutungsebene von globalem, planetarischem Zuschnitt ausmachen, die wir etwa anhand von Begriffen wie “Weltgesellschaft”, “Welthandel”, “Weltverkehr”, aber auch “Weltgeschichte”, “Weltgemeinschaft” und “Weltliteratur” nachzeichnen können. Wie sehr hier semantische Reduktionen im Sinne einer Einengung auf ganz bestimmte (okzidentale) geschichtliche Entwicklungen, staatliche Akteure oder (alphabetische Schrift-) Kulturen zum Tragen kommen können, lässt sich durch eine Vielzahl von Beispielen unschwer belegen. Zugleich kann diese global definierte Bedeutung leicht mit einer qualitativen Einfärbung versehen werden, wie sich dies schon früh in der Goetheschen Prägung des Begriffs “Weltliteratur” und in dessen Verwendung bis heute zeigen lässt.

Neben der kosmischen und der planetarischen Isotopie existiert aber eine dritte, räumlich weit weniger konkretisierte Verwendung des Lexems “Welt”, wie wir sie beispielsweise im stark philosophisch geprägten Begriff der “Weltanschauung” – einem der bis heute erfolgreichsten Weltkomposita – vorfinden. Die Entfaltung eines kosmischen oder globalen Raumverständnisses ist in diesem Begriff nicht vorausgesetzt. Ein spatial reflektiertes Verständnis ist zwar auch in der Philosophie nicht schädlich, doch beruht eine “Weltanschauung” nicht notwendig auf einer empirisch fundierten “Welterfahrung” oder “Weltkenntnis”, sondern abstrahiert in der abendländischen Tradition nur allzu häufig von den konkreten raumzeitlichen – wie auch kulturellen, politischen oder sozialen – Voraussetzungen der eigenen “Schau” und “Vision”, der je eigenen Perspektivik.

Charakteristisch für Alexander von Humboldts zahlreiche Weltbegriffe ist die Tatsache, dass sich in seinen Verwendungen die kos-

13 Braun weist darauf hin, dass dieses Wort aber “von vornherein durch die christliche Tradition bestimmt” gewesen sei (Braun 1997: 444).

mischen, planetarischen und abstrakten Bedeutungsebenen überschneiden und miteinander verbinden. So beinhaltet sein Begriff "Weltbewußtsein" eine kosmische, Himmel und Erde zusammendenkende Dimension, meint zugleich aber auch einen expansiven Prozess planetarischer "Durchdringung", ohne deswegen die abstrakte, von den spatio-temporalen Kontexten abgezogene Bedeutungsebene zu vernachlässigen. Zugleich sind Humboldts Weltbegriffe stets empirisch fundiert und implizieren eine erfahrungswissenschaftliche Rückbindbarkeit. Anders als in der zeitgenössischen Philosophie wie etwa bei Hegel ist der Begriff der Weltanschauung bei Humboldt stets durch eine eigene konkrete und überprüfbare Anschauung verankert. Und da er sehr bewusst die verschiedenen Bedeutungsebenen miteinander zu verbinden suchte, lehnte er auch als Untertitel für seinen *Kosmos*, die *Summa* seiner lebenslangen wissenschaftlichen Arbeit, den Begriff "Erdbeschreibung" (wie er ihn auch in der bereits zitierten Passage seines *Examen critique* verwandte) entrüstet ab und entschied sich für jenen der "Weltbeschreibung", der sich keineswegs nur auf die zweite, die planetarische Isotopie beschränkte.¹⁴

Gewiss ließe sich sagen, dass die eigentliche Leistung des Begriffs "Welt" weniger im logisch-begrifflichen als im anschaulich-imaginativen Bereich liegt (Braun 1997: 434); doch kam es Humboldt nicht zuletzt auf die stets auf eine Gesamtheit, auf ein Ganzes zielende und eine Erfahrung von Totalität implizierende Semantik des Weltbegriffes an, selbst wenn sich dieser – wie in der Wendung "Neue Welt" – auf einen Teil des Planeten bezog. Dabei war die Welt für ihn stets menschenhaltig und der Mensch immer weltbildend. Zweifellos siedeln sich Humboldts Weltbegriffe innerhalb einer Phase des Verblassens jenes theologischen Bezugsrahmens an, der ehemals für die Weltsemantik maßgeblich gewesen war (Braun 1997: 439). Doch lässt sich bei Humboldt keineswegs eine semantische Reduktion auf das Irdische und Anthropologisch-Profane beobachten, sondern vielmehr der

14 Vgl. hierzu seinen Brief vom 27. Oktober 1834 an Varnhagen von Ense: "Ich wünschte das Wort Kosmos hinzuzufügen, ja die Menschheit zu zwingen das Buch so zu nennen, um zu verhindern, daß man nicht H.'s physische Erdbeschreibung sage, was denn das Ding in die Klasse der Mittersacher'schen Schriften werfen würde. Weltbeschreibung (nach Weltgeschichte geformt) würde man als ungebräuchliches Wort immer mit Erdbeschreibung verwechseln" (Humboldt 1860: 22).

aufschlussreiche Versuch nachzeichnen, eine neue Komplexität des Weltbegriffs zu schaffen.

Zu dieser Komplexität zählt auch die Pluralität der Welten, eine Pluralität, die stets im Zeichen der Differenz des Vielgestaltigen, der Einheit des Zusammengehörenden und der Existenz der "einen" Welt in der Vielheit steht. Eben diese vielschichtige, plurale Semantik kommt auch der Verwendung des Begriffs der "Neuen Welt" bei Alexander von Humboldt zu, eine Polysemie, in der auch – wie wir bereits sahen – die autobiographische Dimension eigener Welt-Erfahrung nicht fehlen durfte.

5. Eine hemisphärische Wissenschaft

Die Spezifik und Differenzqualität der "Neuen Welt" ist zum einen ihrer geologischen, topographischen und allgemein naturräumlichen Diversität, zum anderen aber ihrer damit in Verbindung stehenden kulturräumlichen und (welt-)geschichtlichen Bedingtheit geschuldet. Gerade in dem von Humboldt sehr häufig verwendeten Begriff des "Neuen Kontinents" scheint etymologisch bereits das "Zusammenhängende" jener verschiedenen Teile auf, die gleichsam für eine naturräumliche Binnendifferenzierung sorgen. Anders als Asien, Afrika und Europa, die als Kontinente der "Alten Welt" durch Landbrücken miteinander verbunden sind und in diesem Sinne zusammenhängen, zeichnet sich der "Neue Kontinent" in der Gegenwart durch seine Abgeschlossenheit, durch seine relative "Insularität" aus, die seit jeher als natur- **und** kulturräumlich wichtiges Faktum wirkte. *Continens* ist der "Neue Kontinent" also nur insoweit, als seine verschiedenen subkontinentalen Teile eine gemeinsame Landmasse bilden, für die sich erst im Verlauf des 16. Jahrhunderts dann ein "gemeinsamer" und damit den Zusammenhang hervorhebender Name herauszubilden begann.

Zu der sich hieraus ergebenden naturräumlichen Binnengliederung gesellt sich bei Alexander von Humboldt eine kulturräumliche Differenzierung, die sich aus den von Nordwesten her kommenden vorgeschichtlichen Einwanderungsströmen später als "indianisch" benannter Bevölkerungsgruppen und den von Osten her vorgetragenen Erkundungs-, Eroberungs- und Kolonisierungsschüben europäischer

Soldaten und Siedler speist. So betonte der Gelehrte in seinem *Examen critique*:

[...] ich wünsche vielmehr die Aufmerksamkeit des Lesers auf den eigenthümlichen Charakter hinzulenken, welcher den verschiedenen Theilen von Amerika durch die mannigfachen Abstufungen von Barbarei und mehr oder minder vorgeschrittener Civilisation aufgedrückt worden ist, durch welche sich die Eingeborenen zur Zeit der ersten Niederlassung der spanischen, portugiesischen oder englischen Kolonien unterschieden. [...] Die Eingeborenen verdienen in dem politischen Gemälde desjenigen Theiles der Neuen Welt, welcher Europa gegenüberliegt, jetzt so gut als gar keine Berücksichtigung. [...] Nicht so verhielt es sich mit den Bergvölkern der Anden und den Bewohnern des Küstenstriches, welcher Asien, dem Mittelpunkte der ältesten Civilisation des Menschengeschlechtes, gegenüberliegt (Humboldt 1852: I, 377).

Aus diesen und den zuvor genannten sehr unterschiedlichen natur- und vor allem kulturräumlichen Faktoren setzt sich bei Humboldt das (die verschiedenen Teile der Hemisphäre wechselseitig kontrastierende) komplexe Bild zusammen, das seinen neuen Diskurs über Amerika prägt. Es gelte, zwischen "Jägervölkern" und "Ackerbau treibenden Nationen", die "alterthümliche politische Institutionen und eine einheimische, in hohem Grade ausgebildete Gesetzgebung darboten", klar zu unterscheiden, um den "unauslöschlichen Charakter" zu begreifen, der sich "selbst bis auf die neueste Zeit den verschiedenen Theilen des unabhängigen Amerika" aufgedrückt habe (Humboldt 1852: I, 379).

Den so verschiedenartigen Entwicklungen der indigenen Kulturen hat Humboldt ein vielgestaltiges, durch die Komplexität seiner medialen Schrift-Bild-Beziehungen wie durch die dynamische Relationalität zwischen den unterschiedlichsten Textfragmenten bis heute beeindruckendes Werk gewidmet. Es erschien zwischen 1810 und 1813 unter dem Titel *Vues des Cordillères et Monumens des Peuples Indigènes de l'Amérique* und stellt so etwas wie die "Ansichten der Kultur"¹⁵ innerhalb seines gewaltigen *Œuvre* dar. Ohne an dieser Stelle detailliert auf diese im Jahre 2004 erstmals in deutscher Ausgabe erschienene "Geburtsurkunde" der Altamerikanistik eingehen zu können,¹⁶ sei im Anschluss an die bereits angeführte Passage darauf hingewiesen, dass Humboldt stets eine hemisphärische, den gesamten

15 Vgl. hierzu Ette (im Druck).

16 Vgl. hierzu Humboldt (2004).

Kontinent erfassende Relationalität entwickelte, die es ihm erlaubte, sehr unterschiedlich verlaufene kulturelle Entwicklungen im kontinentalen Maßstab miteinander zu vergleichen. Neben diesem kontinentalen, eine westliche von einer östlichen Halbkugel voneinander trennenden Hemisphärenbegriff bezog er jedoch zugleich eine Unterscheidung zwischen Süd- und Nordhalbkugel mit ein, die ihm – wie wir mit Blick auf die herausgehobene Stellung der Tropen sahen – ein doppeltes hemisphärisches Koordinatensystem eröffnete. So konnte neben eine interne, den gesamten amerikanischen Kontinent umfassende Relationalität eine externe Relationalität treten, innerhalb derer amerikanische Phänomene mit Erscheinungen unterschiedlichster Regionen unseres Planeten weltumspannend in Verbindung gesetzt werden können. Dieses doppelte, interne und externe Netzwerk schafft die Grundlage für eine hemisphärische Betrachtungsweise, die den amerikanischen Kontinent in den Mittelpunkt rückt, ohne der Gefahr zu unterliegen, ihn von weltumspannenden Entwicklungen zu isolieren.

So war es nur folgerichtig, dass sich Humboldts hemisphärischer Blick im kulturellen Bereich keineswegs auf die präkolumbischen Kulturen oder die Erfassung der unterschiedlichen kulturellen Bedingungen beschränkte, auf welche die europäischen Konquistadoren und Siedler in der “Neuen Welt” stießen. Gleich zu Beginn des 26. Kapitels im dritten Band von Humboldts zwischen November 1814 und April 1831 erschienenen *Relation historique* findet sich eine lange Passage, die uns einen zeitlich anders gelagerten Einblick in die hemisphärischen Konstruktionen des preußischen Gelehrten erlaubt. Dort lesen wir:

Seit ich auseinandergesetzt, welch unermeßliche Hilfsmittel den Völkern des gedoppelten Amerika [*peuples des deux Amériques*] durch ihre Lage an sich und durch ihren Handelsverkehr mit Europa und Asien in Aussicht stünden, sobald sie der Segnungen einer vernünftigen Freiheit genossen, hat eine der großen Umwälzungen, welche von Zeit zu Zeit das Menschengeschlecht aufrütteln, die gesellschaftlichen Zustände in den von mir durchreisten gewaltigen Ländern umgewandelt. Gegenwärtig teilen sich, so kann man wohl sagen, drei Völker europäischer Abkunft das Festland der Neuen Welt [*Nouveau-Monde*]: das eine, das mächtigste, ist germanischer Rasse, die beiden anderen gehören nach Sprache, Literatur und Sitten dem lateinischen Europa an. Die Teile der alten Welt [*ancien monde*], die am weitesten nach Westen vorspringen, die iberische Halbinsel und die britannischen Inseln, sind auch diejenigen, deren Kolonien

die bedeutendste Ausdehnung haben; aber ein viertausend Meilen langer, nur von Nachkommen von Spaniern und Portugiesen bewohnter Küstenbereich legt Zeugnis dafür ab, wie hoch sich die Völker der Halbinsel im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert durch ihre Unternehmungen zur See über die anderen seefahrenden Völker emporgeschwungen hatten. Die Verbreitung ihrer Sprachen von Kalifornien bis an den Rio de la Plata, auf dem Rücken der Kordilleren wie in den Urwäldern am Amazonasstrom ist ein Denkmal nationalen Ruhms, das alle politischen Revolutionen überdauern wird (Humboldt 1991: II, 1461f.).¹⁷

In diesen Ausführungen liegt der Fokus Humboldts vor dem Hintergrund historischer Entwicklungen *de longue durée* auf den neueren und neuesten politischen und kulturellen Entwicklungen. Seit der Veröffentlichung des ersten Bandes der *Relation historique* hatte sich in den spanischen Kolonien Amerikas die politische Unabhängigkeitsbewegung der *Independencia* allen Schwierigkeiten zum Trotz durchgesetzt und eine neue Phase gesellschaftlicher Entfaltung möglich gemacht. Innerhalb dieses Kontexts werden die Völker des "gedoppelten Amerika" zugleich als Gesamtheit und in ihrer Differenz erfasst, wobei es höchst aufschlussreich ist, dass die geographische Unterscheidung zwischen Südamerika und Nordamerika (als Grenze gibt Humboldt zumeist den Isthmus von Panama an, wodurch Mittelamerika dem nordamerikanischen Subkontinent zugeschlagen wird) und die astronomische Unterscheidung zwischen Nordhalbkugel und Südhalbkugel weder untereinander noch mit der vorwiegend ethnisch-kulturellen Differenzierung zwischen Völkern germanischer oder romanischer Herkunft übereinstimmen.

Die von Humboldt eingeblendete Rede von den beiden Amerikas ist insoweit bemerkenswert, als er mit den in Amerika ansässig gewordenen Völkern der *Europe latine* gleichsam die erst später, um die Mitte des 19. Jahrhunderts geprägte Bezeichnung Lateinamerika (*Amérique latine*) vorwegnimmt. Die zunächst als Zweiteilung eingeführte Binnendifferenzierung wird nicht nur weiter ausdifferenziert, weil sich das vom lateinischen Europa geprägte Amerika in von Spaniern und Portugiesen – sowie im weiteren Verlauf von Franzosen – erobertes beziehungsweise kolonisiertes Land aufteilt, sondern weil Humboldt wenige Zeilen später neben den weniger ins Gewicht fallenden holländischen und dänischen Besitzungen zwei weitere Völker

17 Die in Klammern hinzugesetzten französischsprachigen Ausdrücke entstammen dem Original.

erwähnt, "welche auf das Geschick der andern Halbkugel (*l'autre hémisphère*) Einfluß nehmen können":

einerseits die Ansiedler slawischer Abkunft,¹⁸ die von der Halbinsel Alaska bis nach Kalifornien Niederlassungen aufzubauen suchen, andererseits die freien Afrikaner auf Haiti, welche wahr gemacht haben, was der Mailänder Reisende Benzoni schon im Jahre 1545 vorausgesagt (Humboldt 1991: II, 1462).

Damit kommen zusätzlich zum sehr differenziert betrachteten indianischen Amerika neben den germanisch beziehungsweise lateinisch sowie slawisch geprägten Regionen vor dem Hintergrund der 1804 abgeschlossenen haitianischen Revolution noch die ehemaligen Sklaven der ehemals französischen Zuckerkolonie Saint-Domingue als künftige geschichts- und weltgestaltende Kraft in Amerika hinzu. Es geschieht, was sich in Humboldts Schriften so häufig beobachten lässt: Aus den zunächst so klaren Einteilungen erwachsen zusätzliche Unterscheidungen, die sich nicht in die zuvor dargelegten Grenzziehungen einfügen wollen, sondern sich auf immer komplexere Weise überlagern.

Kaum aber ist dies erfolgt, so öffnet Humboldt die Perspektive ein weiteres Mal und entfaltet – nach einem kurzen Ausblick auf die künftig sehr positive Bevölkerungsentwicklung auf dem Neuen Kontinent – das Bild Amerikas innerhalb einer sich herausbildenden Weltgesellschaft, die für die Völker beider Welten zweifellos multipolaren Zuschnitts sein werde:

18 Die Berücksichtigung der slawischen Siedler an der amerikanischen Westküste ließe sich innerhalb des gesamten Entwurfs Alexander von Humboldts durchaus mit jener berühmten Einteilung Europas in Verbindung bringen, die Germaine de Staël ihren "Observations générales" gleich zu Beginn von *De l'Allemagne* voranstellt: "On peut rapporter l'origine des principales nations de l'Europe à trois grandes races différentes: la race latine, la race germanique, et la race esclavonne. Les Italiens, les Français, les Espagnols ont reçu des Romains leur civilisation et leur langage; les Allemands, les Suisses, les Anglais, les Suédois, les Danois et les Hollandais sont des peuples teutoniques; enfin, parmi les Esclavons, les Polonais et les Russes occupent le premier rang. Les nations dont la culture intellectuelle est d'origine latine sont plus anciennement civilisées que les autres; elles ont pour la plupart hérité de l'habile sagacité des Romains dans le maniement des affaires de ce monde" (Staël 1968: I, 45). Diese Passage wirft nicht nur ein Licht auf Beziehungen zu anderen kontinentalen Entwürfen der Zeit insbesondere im französischsprachigen Bereich, sondern auch auf die kulturelle, mit der *civilisation* verknüpfte Semantik des Begriffs *race*.

Gewiß ist infolge der großen Umwälzungen, denen die menschlichen Gesellschaften unterliegen, das Gesamtvermögen, und damit das gemeinschaftliche Erbgut der Zivilisation, unter die Völker beider Welten ungleich verteilt; aber allgemach stellt sich das Gleichgewicht wieder her, und es ist ein verderbliches, ja ich möchte sagen gottloses Vorurteil zu meinen, es sei ein Unheil für das alte Europa, wenn auf irgendeinem andern Teil unseres Planeten der öffentliche Wohlstand gedeiht. Die Unabhängigkeit der Kolonien wird nicht zu ihrer Isolierung führen, sie werden vielmehr dadurch den Völkern von alter Kultur nähergebracht werden (Humboldt 1991: II, 1465).

6. Widersprüche und Webfehler

Noch in seiner auf "Paris, im Februar 1812" (Humboldt 1991: I, 40) datierten "Einleitung" zu seiner *Reise in die Äquinoktial-Gegenden des Neuen Kontinents* hatte Alexander von Humboldt nicht zuletzt auch unter Einbeziehung der vom zeitgenössischen Publikum in einem Reisebericht erwarteten Gegenstände eine klare Trennungslinie zwischen den Hemisphären, zwischen "Alter" und "Neuer" Welt gezogen:

Ich fühle wohl, wie sehr ein Amerikareisender gegenüber denen im Nachteil ist, die Griechenland, Ägypten, die Ufer des Euphrat oder die Südseeinseln beschreiben. In der alten Welt sind es die Völker und die Abstufungen ihrer Zivilisation, die dem Gemälde seinen Hauptcharakter geben; in der neuen hingegen verschwindet gleichsam der Mensch mit seinen Produkten inmitten einer wilden und gigantischen Natur. Die menschliche Gattung bietet hier nur einige Überbleibsel eingeborener, kulturell wenig fortgeschrittener Horden oder jene Einförmigkeit der Sitten und Institutionen, die von europäischen Kolonisten an diese fernen Gestade verpflanzt worden sind (Humboldt 1991: I, 35f.).

Der schroffe Gegensatz zwischen einer Welt der Kultur und einer Welt der Natur eröffnet gleichsam jene Reisebewegung, welcher das Lesepublikum bis zur Veröffentlichung der letzten Lieferung des dritten Bandes im April 1831 über nahezu zwei Jahrzehnte folgen wird. Auch am Ende seiner nur wenig später verfassten und ebenfalls auf Paris im April 1813 datierten "Einleitung" in die *Ansichten der Cordilleren* wird Humboldt mancher Widersprüche zum Trotz den Meridian der Kulturen der Welt durch das antike Griechenland ziehen. Gerade in diesem Buch aber gab Humboldt seiner Leserschaft eine Vielzahl von Belegen dafür an die Hand, wie vielfältig jene "Monumente der eingeborenen Völker Amerikas" waren, die der preußische Gelehrte auf seinen Wegen durch die verschiedensten Regionen Ame-

rikas sowie die Bibliotheken und Archive der Alten wie der Neuen Welt sorgfältig untersucht hatte.

Was mag Humboldt bewogen haben, in zwei sehr zeitnah entstandenen Einleitungen zu Bänden, die jeweils wichtige Bestandteile seines amerikanischen Reisewerkes darstellten, eher einander entgegengesetzte Standpunkte einzunehmen? Griff er in seinem Reisebericht auf die bekannte Zurechnung des amerikanischen Kontinents zum "Reich der Natur" zurück, das neben Europäern und Kreolen nur "einige Überbleibsel eingeborener, kulturell wenig fortgeschrittener Horden" (Humboldt 1991: I, 35f.) bevölkerten, so wandte er sich in seinen *Ansichten der Kordilleren* vehement gegen das zum damaligen Zeitpunkt noch immer weit verbreitete Vorurteil, es handle sich bei Amerika um einen vor der "Entdeckung" gleichsam kultur- und geschichtslosen Kontinent:

Ein Volk, das seine Feste nach der Bewegung der Gestirne richtete und seinen Kalender in ein öffentliches Monument gravierte, hatte wahrscheinlich eine höhere Zivilisationsstufe erreicht als die, welche Pauw, Raynal und selbst Robertson, der klügste der Geschichtsschreiber Amerikas, ihm zuwiesen. Diese Autoren sahen jeden Zustand des Menschen als barbarisch an, der sich von dem Typus von Kultur entfernt, den sie sich nach ihren systematischen Ideen gebildet haben. Diese scharfen Unterscheidungen zwischen barbarischen und zivilisierten Nationen können wir nicht gelten lassen (Humboldt 1810: 194).

Die Widersprüche zwischen beiden Passagen sind eklatant, haben aber zweifellos mit der Tatsache zu tun, dass Alexander von Humboldt in der Einleitung zu seinem Reisebericht zunächst ein gängiges Klischee aufgriff, um dann im weiteren Verlauf seiner *Relation historique* ein wesentlich komplexeres Portrait des Kontinents zu entwerfen. So darf man die am Eingang des Reiseberichts beobachtbare starre Gegensätzlichkeit zwischen den beiden Welten im Denken Humboldts sehr wohl hinterfragen, zumal sich in die oben angeführte Darstellung ein für Humboldts systematisierende Auflistungen nicht selten charakteristischer "Webfehler" eingeschlichen hat. Denn die vermeintlich so klare Einteilung wird durch die Hinzufügung der keineswegs altweltlichen Südseeinseln – die durch die Reiseberichte eines Louis-Antoine de Bougainville, eines Georg Forster oder eines James Cook berühmt geworden waren – durchaus hintergründig aufgebrochen. Es sind die kleinen, scheinbar unlogischen Abweichungen, die vermeintlich nebensächlichen Webfehler, mit Hilfe derer es Humboldt gelingt, seinen

Vorstellungen jenen Schematismus und jene Starrheit zu nehmen, die er den "systematischen Ideen" (Humboldt 1810: 194) der Raynal, de Pauw oder Robertson vorwarf. Denn Humboldt zeigte sich nicht nur in den *Vues des Cordillères*, sondern auch in der *Relation historique* sehr wohl in der Lage, Alte und Neue Welt nicht mehr in Relationen der Gegensätzlichkeit, sondern der Komplementarität und Interdependenz vorzuführen. Im übrigen wusste er wie kaum ein anderer seiner Zeitgenossen kulturelle Zeugnisse dafür anzuführen, die jenseits der vergänglichen Spuren von Jägervölkern und anderer nomadisierender Stämme die Blüte indigener Kulturen eindrucksvoll belegen konnten.

Vergleichbare Widersprüche finden sich auch auf anderen Ebenen. Was Humboldt im ersten Band seines Reiseberichts als "Einförmigkeit" brandmarkte und mit Blick auf die gewaltige Verbreitung des Spanischen im dritten Band wiederum als die Zeiten überdauerndes "Denkmal nationalen Ruhms" (Humboldt 1991: II, 1462) pries, stellte er in anderen Schriften gerne als ein wichtiges Element für die Erleichterung einer Nationalgrenzen überspannenden Kommunikation dar, das schon bald der künftigen Entwicklung der spanischsprachigen Welt zugute kommen werde. Bereits in seinem amerikanischen Reisetagebuch hielt er fest, dass unter allen europäischen Sprachen das Spanische außerhalb Europas "von der größten Menschenzahl gesprochen" werde (Humboldt 1986: I, 75). Selbst das Arabische oder Chinesische sei nicht "über einen so *ungeheuren Flächenraum* von Nueva Galicia und California bis Cap Horn, Philippinen, Molukken, ausgebreitet"; und rechne man das Portugiesische, das dem Kastilischen näher stehe als das Katalanische oder Valencianische, hinzu, so dürfe man "ganz Ostindien, Persien und die asiat[ische] Inselwelt, in der das Portugiesische als Handels- und Geschäftssprache ist, mit zum Gebiet der span[ischen] Sprache zählen" (Humboldt 1986: I, 75). Dem Spanischen noch am nächsten komme allein das Englische, das seinerseits über "den größten Theil von Nordamerika und die westindischen Inseln, Bengalen und Orissa, die Küste von Madras" verbreitet sei (Humboldt 1986: I, 75). Gerade für das Spanische aber seien unter veränderten politischen Vorzeichen hervorragende Entwicklungsmöglichkeiten absehbar:

Wenn die spanische Nation einst politische Freiheit und intellektuelle Bildung erhält, wird diese Verbreitung der Sprache der Nation einen gro-

Ben Vorzug vor allen anderen Europäern geben. In Süd-Amerika wird dies besonders auffallend werden. Was in Mexiko gedruckt wird, kann in Caracas, Lima, Buenos Aires und Manila gelesen werden. Welche Leichtigkeit in [der] Verbreitung von Ideen und Empfindungen! (Humboldt 1986: I, 75).

Bereits in dieser Einlassung seines Tagebuches entwarf Alexander von Humboldt während seiner Reise auf seinem Weg nach Bogotá am Rio Magdalena dieses Bild der weltweiten Verbreitung der auf dem Neuen Kontinent gesprochenen europäischen Sprachen, wobei er in dieser "Kartierung" eines Sprachenatlas zum einen den Gegensatz zwischen Nord- und Südamerika – und damit zwischen den "beiden Amerikas" – betonte, zugleich aber die hemisphärischen Grenzen weit überschritt. Für Humboldts Denk- und Schreibweise ist es charakteristisch, dass auch seine Auflistung der Regionen beziehungsweise Hauptstädte Südamerikas keineswegs konsistent ist und einer durchgängigen Logik zuwiderläuft. Zum einen gehört Mexiko geographisch keineswegs – auch nicht im Sinne der Humboldtschen Einteilungen – zum südamerikanischen Subkontinent, und zum anderen weist Manila – ähnlich wie die Südseeinseln in der bereits zuvor behandelten Auflistung von Orten der "Alten Welt" – über die Grenzen sowohl Südamerikas wie des gesamten amerikanischen Kontinents hinaus. Auch hier also stoßen wir auf Webfehler.

Diese oft beobachtbare Inkonsistenz Humboldtscher Reihungen mag auf den ersten Blick wie ein Lapsus erscheinen. Die Häufigkeit derartiger "Versehen" sollte uns freilich dafür sensibel machen, dass es Humboldt ganz offensichtlich jenseits erstarrter systematischer Ideen um die ständig neue Perspektivierung nur auf den ersten Blick einfacher Grenzziehungen ging. Denn nur das Überschreiten und Unterspülen von Grenzen hat bei Humboldt System: Ständig erscheinen neue Beziehungen und Verbindungen, immer wieder wechseln die Begriffe und die Perspektiven, die Einbeziehung anderer Phänomene eröffnet laufend neue Zusammenhänge, die zunächst nicht in den Vordergrund gerückt worden waren. So entsteht eine Multiperspektivität und eine damit einhergehende Beweglichkeit, die durch ständige Verschiebungen und Überlappungen zwischen verschiedenen Räumen nicht die Grenzen und die mit ihnen zusammenhängenden Territorien, wohl aber die Relationen zwischen einzelnen Regionen und die mit diesen verbundenen Kommunikations- und Austauschmöglichkeiten

fokussieren. Auf diese Weise wird die interne Relationalität auf der hemisphärischen Ebene in ihrer Komplexität herausgearbeitet und die amerikanische Hemisphäre zugleich auf eine externe, die kontinentalen Grenzen Amerikas überschreitende Relationalität bezogen, wie Humboldt dies hier am Beispiel der Sprachen als Kommunikationsmittel *par excellence* vorgeführt hat.¹⁹

7. Eine transregionale Wissenschaft

Diese Vervielfachung der Perspektiven und die damit verbundene Multiplikation von Bezugssystemen intensiviert ein hemisphärisches Verständnis, gerade weil sich dieses auf transregionale, die amerikanische Hemisphäre überschreitende Relationen hin öffnet. Wir könnten daher von einer hemisphärischen Fundierung einer transregionalen Wissenschaft von Amerika sprechen. Alexander von Humboldt ging es weniger um Territorien und Zustände als um Relationen, Wege und Dynamiken. Für sein Denken charakteristisch ist eine Bemerkung gleich zu Beginn des "Ersten Abschnitts" seines *Examen critique*, in welchem er "Ueber die Ursachen, welche die Entdeckung der Neuen Welt vorbereitet und herbeigeführt haben" reflektiert:

Alles was zur Bewegung anregt, möge die bewegende Kraft sein welche sie wolle, Irrthümer, unbestimmte Muthmaßungen, instinktmäßige Divinationen, auf Thatsachen gegründete Schlußfolgen, führt zur Erweiterung des Ideenkreises, zur Auffindung neuer Wege für die Macht der Intelligenz (Humboldt 1852: I, 34).

Wir haben gesehen, dass Humboldt nicht nur im Bereich der europäischen Entdeckungs- und Expansionsgeschichte dynamische Prozesse in den Vordergrund rückt. Der eigentliche Schlüsselbegriff seines gesamten Denkens ist die Bewegung, die mit lebendigen, offenen Strukturierungen gekoppelt ist. Mit seiner Orientierung an dynamischen Prozessen entfaltete er eine transregionale Wissenschaft, die regionalwissenschaftliche Wissensbestände multiperspektivisch auf weltweite Beziehungen hin öffnet, ohne die Spezifik eines Raumes und seiner Entwicklung im Globalen oder im Allgemeinen aufzulösen.

19 Zu den räumlich-geographischen, zeitlichen, sozialen, literarischen, gattungsspezifischen, intermedialen und kulturellen Dimensionen dieses neuen Amerika-Diskurses vgl. Ette (im Druck).

So zeichnet es den empirisch, auf eigene Erfahrungen gegründeten neuen Amerika-Diskurs Alexander von Humboldts aus, dass er die unterschiedlichsten Phänomene und Untersuchungsgegenstände weder in ihrer "Amerikanizität" isoliert und festschreibt noch im Allgemeinen und Weltumspannenden zum Verschwinden bringt. Zwischen einer stillgestellten Differenz und einer gleichmacherischen Entdifferenzierung entwickelte er auf der Ebene seiner wissenschaftlichen Epistemologie wie seiner literarästhetischen Darstellungsweise Verfahren, welche die von ihm entfalteten Beziehungsgeflechte als relationale und zugleich mobile, dynamische Gefüge hervortreten ließen.

So verwundert es beispielsweise nicht, wenn er in seinen *Vues des Cordillères* den aztekischen Kalenderstein (Tafel XXIII) mit ägyptischen, tartarischen, abendländisch-antiken, tibetanischen oder japanischen Zeitvorstellungen und -zyklen in Beziehung setzt. Dabei wurde ihm der Vergleich nie zum Selbstzweck, zum Schematismus und Automatismus eines Denkens, das sich nicht auf seine Gegenstände zu konzentrieren vermag. Vielmehr versuchte Alexander von Humboldt, von seiner europäischen Warte und von einem beständig aktualisierten Forschungsstand aus, nicht nur die abendländischen mit den nicht-abendländischen Erscheinungen, sondern auch letztere untereinander in einen weltumspannenden und die transregionalen Dynamiken berücksichtigenden Dialog einzubeziehen. Auf diese Weise erfahren wir am Beispiel unterschiedlichster Kalendersysteme nicht nur etwas über die Relativität von Zeitvorstellungen. Wir begreifen zugleich, dass in den *Ansichten der Kordilleren*, diesem auf der Darstellungsebene sicherlich radikalsten und gewagtesten Buch des Amerikareisenden, ein Vermeiden von Sprüngen und Brüchen, ein Ausblenden der Erfahrung von Diskontinuität und Heterogenität gar nicht möglich ist. Denn die Dynamiken transregionaler Beziehungen lassen sich auf den verschiedensten Ebenen und mit Blick auf die unterschiedlichsten Phänomene nicht als kontinuierliche Entwicklungen denken; sie sind vielmehr von Hybridisierungsprozessen und Brüchen jeder Art durchdrungen. Die hochgradig fragmentarisierte Schreibweise und die intermediale Vernetzung von Informationen verwandeln dies performativ in eine unablässig zwischen verschiedenen Textteilen hin- und herspringende Leseweise, die keiner itinerarischen, geographischen, chronologischen, historischen oder thematischen Kontinuität mehr gehorcht.

Die Delokalisierung von Wissen ist aus transregionaler Sicht jeglicher Entwicklung in Amerika eingeschrieben, gleichviel, ob wir mit Blick auf die amerikanische Hemisphäre die interne oder die externe – und dabei keineswegs immer über Europa vermittelte – Relationalität in den Vordergrund rücken. So lässt sich eine transregionale Wissenschaft als die Betrachtung eines gegebenen Raumes – etwa des Neuen Kontinents – als eine vielschichtige Verbindung vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger Bewegungen verstehen. Mit anderen Worten: Die amerikanische Hemisphäre erscheint als ein Netz von Delokalisierungen, die in ihren transregionalen Verbindungen nachgezeichnet werden. Sie bilden innerhalb wie außerhalb des Kontinents höchst unterschiedliche Bereiche und Zonen aus, deren Grenzen sich auf verschiedenste Weise überschneiden und überlappen.

Alexander von Humboldt hat dieses transregionale Prinzip bei der Erforschung der amerikanischen Hemisphäre und bei der Untersuchung interner wie externer Beziehungsgeflechte mit Hilfe seiner transdisziplinären, unterschiedlichste Disziplinen querenden Vorgehensweise überzeugend in seine hemisphärischen Konstruktionen Amerikas integriert. In seinem Denken und Forschen sind unter den kulturräumlichen die naturräumlichen und unter neuen noch immer die jeweils älteren Grenzziehungen erkennbar, so dass sich unterschiedlichste gebrochene Grenzflächen ergeben, welche die Spuren der bisweilen gegenläufigen, bisweilen sich aber auch wechselseitig verstärkenden Strukturen der präkolumbischen und kolonialen wie der jeweils aktuellen Entwicklungen bestimmen. Humboldts Ziel war keine wie auch immer geartete Regionalforschung, sondern ein relationales, die komplexen Wechselwirkungen, Homologien und Analogien zwischen verschiedenen Kulturen erfassendes Verstehen dynamischer Phänomene weltweit: eine Vernetzungswissenschaft, die Bewegungen und Brechungen ihre besondere Aufmerksamkeit schenkt.

Wir haben eingangs die Auswirkungen und Konsequenzen einer Delokalisierung und Verrückung der beiden europäischen Forscher-subjekte in Amerika und die sich daraus ableitende Erzeugung einer euphorischen, belebenden Wissenschaftspraxis kennen gelernt. Diese Delokalisierung gab Alexander von Humboldt freilich insofern an sein Lesepublikum weiter, als er bei der Darstellung in der Neuen Welt angesiedelter Phänomene oftmals völlig überraschende Beziehungen zu vergleichbaren Phänomenen weltweit herstellte. Dieses Verfahren

des kühnen Vergleichs, das Humboldt in den unterschiedlichsten Spielarten praktizierte, lässt ihn etwa nach der Erörterung des Bevölkerungswachstums neuspanischer Indianerdörfer urplötzlich den Vergleich mit westpreußischen Bauerndörfern ziehen.²⁰ Dabei stellt dieses Verfahren für das Lesepublikum eine Vergleichbarkeit zwischen “eigenen” und “fremden” Phänomenen her, so dass das “Eigene” in gänzlich ungewohntem, gleichsam delokalisierten Kontext erscheint. Auf ähnliche Weise – und viele andere Beispiele ließen sich anführen – bewirkt der auf den ersten Blick überraschende Vergleich zwischen der Sklaverei in der Neuen und bäuerlicher Leibeigenschaft in der Alten Welt eine Neuperspektivierung des Eigenen, die zur Unterminierung klarer Grenzlinien zwischen dem “Eigenen” und dem “Fremden” beiträgt. Die untersuchten Phänomene erscheinen aus transregionaler Sicht vielperspektivisch in ihrer komplexen Dynamik.

Die Technik der Delokalisierung von Wissensbeständen führt folglich zu Überraschungseffekten, die über die Erfahrung von Verwunderung und Verblüffung Neuperspektivierungen des jeweils “Eigenen” erzeugen, das plötzlich in einem ungewohnten, neuen Licht erscheint. Man könnte hier mit einiger Berechtigung den Vergleich mit den literarischen Verfahren des Verfremdungseffekts oder der Entautomatisierung von Wahrnehmungsgewohnheiten ziehen. So verdeutlicht – um nur ein weiteres Beispiel zu nennen – das Auftauchen des Rheinfalls bei Schaffhausen inmitten einer Beschreibung des Tequendama-Falles im Reisetagebuch eine für das Denken des preußischen Reisenden charakteristische Funktion,²¹ die weit über die Erzielung eines simplen Überraschungseffekts hinausgeht. Das “Eigene” wird im Rahmen einer globalisierenden Wissenschaft weltweit anschließbar und ermöglicht ein neuartiges Verständnis des vermeintlich Altbekannten, das transregional in unvorhergesehene Zusammenhänge eingerückt und “verwickelt” wird. Unter dem gerade beschriebenen Wasserfall erscheinen die Bilder anderer Wasserfälle so, dass sich die Eindrücke und Analysen im Text wechselseitig überlagern. Gerade der überraschende, der kühne Vergleich bot Alexander von Humboldt in seinen Publikationen die Chance, seine Leserschaft zu einem aktiven Lesen zu erziehen und zugleich zur Entprovinzialisierung eines

20 Vgl. etwa Humboldt (1811: I, 338).

21 Vgl. hierzu Humboldt (1986: I, 113).

Denkens beizutragen, das – wie Humboldt im Rahmen der *Disputa* annahmte – mit Hilfe erstarrter “systematischer Ideen” alles auf traditionelle Klassifizierungen reduzierte. Humboldts hemisphärische Wissenschaft ist in ihrer transregionalen Dimension eine Wissenschaft (aus) der Bewegung.

Untersuchen wir abschließend die Verwendung des Begriffs “Hemisphäre” in den fünf Bänden von Humboldts zwischen 1845 und 1862 erschienenem *Kosmos*, so lässt sich der Anlage dieser “physischen Weltbeschreibung” entsprechend gleich zu Beginn mit Blick auf Amerika eine Ausweitung des Hemisphärenbegriffs ins Kosmische feststellen. Dabei erlaubt die andine Tropenwelt eine vergleichzeitigende Zusammenschau, wie Humboldt sie Jahrzehnte zuvor in seinem *Tableau physique des Andes* unternommen hatte:

In der tiefgefurchten Andeskette von Neu-Granada und Quito ist es dem Menschen gegeben, alle Gestalten der Pflanzen und alle Gestirne des Himmels gleichzeitig zu schauen. Ein Blick umfaßt Heliconien, hochgefederte Palmen, Bambusen, und über diesen Formen der Tropenwelt: Eichenwälder, Mespilus-Arten und Dolden-Gewächse, wie in unserer deutschen Heimath; ein Blick umfaßt das südliche Kreuz, die Magelhansischen Wolken und die leitenden Sterne des Bären, die um den Nordpol kreisen. Dort öffnen der Erde Schooß und beide Hemisphären des Himmels den ganzen Reichthum ihrer Erscheinungen und verschiedenartigen Gebilde; dort sind die Klimate, wie die durch sie bestimmten Pflanzen-Zonen schichtenweise über einander gelagert; dort die Gesetze abnehmender Wärme, dem aufmerksamen Beobachter verständlich, mit ewigen Zügen in die Felsenwände der Andeskette, am Abhange des Gebirges, eingegraben (Humboldt 1854-1862: I, 12).

Im weiteren Verlauf des *Kosmos* dient Humboldt der Hemisphärenbegriff in der uns bereits bekannten Weise zur Abgrenzung einer südlichen von einer nördlichen wie einer westlichen von einer östlichen Hemisphäre. Kommt die Unterscheidung zwischen Nord- und Südhalbkugel vor allem dort zum Tragen, wo es im astronomischen Sinne um Sternbilder oder Nebelflecken und Nebelsterne²² am sichtbaren Himmel sowie – auf der planetarischen Ebene – um die Land-Wasser-Verteilung,²³ den Erdmagnetismus²⁴ oder andere Naturerscheinungen

22 Vgl. u.a. Humboldt (1854-1862: III, 328).

23 Vgl. u.a. Humboldt (1854-1862: I, 29).

24 Vgl. u.a. Humboldt (1854-1862: IV, 88).

wie etwa der Lichtstärke²⁵ oder der Erdadplattung²⁶ geht, so bleibt die Abgrenzung zwischen einer westlichen und einer östlichen Hemisphäre zumeist (wenn auch keineswegs durchgängig) den kulturellen, historischen Erscheinungen und insbesondere der europäischen Entdeckungsgeschichte²⁷ vorbehalten. Auch Verbindungen zwischen beiden Unterteilungen sind möglich, verweist Humboldt doch auf die ebenso natur- wie kulturgeschichtlich relevante Tatsache, dass die südliche und die westliche Hemisphäre "die wasserreichsten Regionen der ganzen Erdoberfläche" (Humboldt 1854-1862: I, 305) darstellen.

Gerade aus hemisphärischer Sicht aber kam dem amerikanischen Kontinent bereits seit seiner "Entdeckung" durch die Europäer eine Besonderheit insofern zu, als man in dieser enormen Landmasse schon früh, aber vergeblich nach einer west-östlichen Durchfahrt suchte, denn:

Man konnte sich nicht an die Idee gewöhnen, daß das Festland undurchbrochen sich von so hohen Breiten der südlichen bis zu hohen Breiten der nördlichen Hemisphäre meridianartig ausdehne (Humboldt 1854-1862: II, 309).

Amerika erscheint aus dieser Sicht – wie sich formulieren ließe – als der hemisphärische Kontinent *par excellence*. Stets aber blieb dieser Kontinent im Humboldtschen Amerikadiskurs in transregionale Beziehungsgeflechte eingebunden. Die Wissenschafts- und Schreibpraxis Alexander von Humboldts kann uns mit ihren nicht selten bis heute überraschenden Wendungen und Zusammenhängen eindrucksvoll vor Augen führen, dass Erscheinungsformen der Mannigfaltigkeit und Heterogenität in Amerika stets einer hemisphärischen Betrachtungsweise bedürfen, erhält das Einzelphänomen – wie Humboldt bereits im eingangs zitierten Brief vom 16. Juli 1799 schrieb – doch erst in einer die unterschiedlichsten Wissensbereiche miteinander verbindenden Gesamtschau seine vielperspektivische Bedeutung. Die Untersuchung der hemisphärischen Konstruktionen Alexander von Humboldts sollte uns darüber hinaus aber auch zeigen, dass eine Untersuchung des Hemisphärischen stets die Miteinbeziehung transregionaler Relationen voraussetzt, will sie sich nicht in statischen Begriffen verfangen

25 Vgl. u.a. Humboldt (1854-1862: III, 143).

26 Vgl. u.a. Humboldt (1854-1862: IV, 29).

27 Vgl. u.a. Humboldt (1854-1862: II, 181 [Antike] oder 266 [Übergang zur Neuzeit]).

und die weltumspannenden Dynamiken ihrer Gegenstände verfehlen. So zeigt die Humboldtsche Wissenschaft gerade für das 21. Jahrhundert viel versprechende Möglichkeiten auf, um die Grenzen einer allein interdisziplinär konzipierten Regionalforschung zu überwinden.

Literaturverzeichnis

- Braun, Hermann (1997): "Welt". In: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Herausgegeben von Otto Brunner †, Werner Conze † und Reinhart Koselleck. Bd. 7, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 434-444.
- Ette, Ottmar (1992): "Entdecker über Entdecker: Alexander von Humboldt, Cristóbal Colón und die Wiederentdeckung Amerikas". In: Heydenreich, Titus (Hrsg.): *Columbus zwischen zwei Welten. Historische und literarische Wertungen aus fünf Jahrhunderten*. Bd. I, Frankfurt/Main: Vervuert, S. 401-439.
- (1997): "'Si yo mintiese al igual que todos los cronistas de viajes ...', Alejandro de Humboldt y Colomb". In: Holl, Frank (Hrsg.): *Alejandro de Humboldt en Cuba. Catálogo para la exposición en la Casa Humboldt, Habana Vieja, octubre 1997 - enero 1998*. Augsburg: Wissner, S. 61-74.
- (2002): *Weltbewußtsein. Alexander von Humboldt und das unvollendete Projekt einer anderen Moderne*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- (im Druck): "Die Ordnung der Weltkulturen. Alexander von Humboldts Ansichten der Kultur". In: *Tagungsakten "Die Ordnung der Kulturen um 1800"*.
- Gerbi, Antonello (1983): *La Disputa del Nuovo Mondo. Storia di una Polemica: 1750-1900*. Nuova edizione a cura di Sandro Gerbi. Milano/Napoli: Riccardo Ricciardi Editore.
- Greenblatt, Stephen (1994): *Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker*. Aus dem Englischen von Robin Cackett. Berlin: Wagenbach.
- Humboldt, Alexander von (1810): *Vues des Cordillères, et monumens des peuples de l'Amérique*. Paris: Chez F. Schoell.
- (1811): *Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne*. Paris: Chez F. Schoell (Oktavausgabe).
- (1845-1862): *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*. 5 Bde., Stuttgart/Tübingen: Cotta.
- (1852): *Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomie in dem 15ten und 16ten Jahrhundert*. Aus dem Französischen übersetzt von Jul. Ludw. Ideler. Berlin: Verlag der Nicolai'schen Buchhandlung.
- (1860): *Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858*. Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern und Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt. [Hrsg. von Ludmilla Assing.] Leipzig: F. A. Brockhaus.

- (1986): *Reise auf dem Río Magdalena, durch die Anden und Mexico. Teil I: Texte*. Aus seinen Reisetagebüchern zusammengestellt und erläutert durch Margot Faak. Mit einer einleitenden Studie von Kurt-R. Biermann. Berlin: Akademie-Verlag.
 - (1991): *Reise in die Äquinoktial-Gegenden des Neuen Kontinents*. Herausgegeben von Ottmar Ette. Mit Anmerkungen zum Text, einem Nachwort und zahlreichen zeitgenössischen Abbildungen sowie einem farbigen Bildteil. Frankfurt a.M./Leipzig: Insel-Verlag.
 - (1993): "An Wilhelm von Humboldt". In (ders.): *Briefe aus Amerika 1799-1804*. Herausgegeben von Ulrike Moheit. Berlin: Akademie-Verlag.
 - (2004): *Ansichten der Kordilleren und Monumente der eingeborenen Völker Amerikas*. Herausgegeben von Oliver Lubrich und Ottmar Ette. Aus dem Französischen von Claudia Kalscheuer. Frankfurt/Main: Eichborn.
- Kluge, Friedrich (1999): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 23., erweiterte Auflage. Bearbeitet von Elmar Seebild. Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Staël, Germaine de (1968): *De l'Allemagne*. Chronologie et introduction par Simone Balayé. Bd. I, Paris: Garnier-Flammarion.
- Todorov, Tzvetan (1985): *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen*. Aus dem Französischen von Wilfried Böhringer. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Vespucci, Amerigo (2002): "Eine Neue Welt. Brief des Amerigo Vespucci an Lorenzo di Pier Francesco de Medici". In: Wallisch, Robert: *Der **Mundus Novus** des Amerigo Vespucci (Text, Übersetzung und Kommentar)*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Marianne Braig/Christian U. Baur

Geteilte westliche Hemisphäre oder wo liegt eigentlich Mexiko?

Die westliche Hemisphäre erfährt in jüngster Zeit wieder einmal Neudefinitionen, in welchen es zwar auch, aber weniger als in früheren Jahrhunderten, um das Verhältnis zu Europa geht. Wichtige Differenzen in den unterschiedlichen Raumkonstruktionen, wie wir im Folgenden deutlich machen wollen, ergeben sich aus der Frage nach den Vorstellungen von einer gemeinsamen oder einer gespaltenen Hemisphäre. In dieser Kontroverse kommt Mexiko als Grenzland zwischen Norden und Süden, als einer Zwischenwelt, die geographisch nicht klar zu verorten ist, eine zentrale Rolle zu. Rückt das Land – seit 1994 Mitglied der nordamerikanischen Freihandelszone NAFTA und seit 2002 zum militärischen Befehlsbereich *U.S. Northern Command* gehörend – von Nordamerika vereinnahmt vom Süden ab, oder erfährt Nordamerika von Mexiko aus (nicht allein durch die Mexikaner) eine Mexikanisierung, die, wie Huntington fürchtet, nicht nur die Sprache und Sprachgewohnheiten verändere, sondern auch Kultur, Politik, Justiz und Handel? Die Frage danach, wer eigentlich wen erobert, stellt sich nicht allein in geopolitischen Machtspielen, sondern sie ist weitergefasst verbunden mit einer "Geographie der Angst". Inwieweit eine solche das Miteinander beherrschen kann, hängt nicht zuletzt auch damit zusammen, wer als zugehörig zu einem gemeinsamen bzw. eng verflochtenen Raum anerkannt und wer daraus ausgegrenzt wird; und wo, und vor allem wie in diesem Raum Grenzen gezogen werden. Ein Rückblick auf frühere hemisphärische Raumkonstruktionen macht deutlich, dass diese Fragen nicht neu sind und immer wieder darum gerungen wurde, was wie als Kultur in welchen Räumen anerkannt bzw. abgelehnt oder ausgeblendet wurde.

1. Hemisphärische Konstruktionen

Die Entwicklung eigener Vorstellungen zum Verhältnis von Raum und Kultur in den Amerikas war im Zuge der Emanzipation des Kontinentes von seiner kolonialen Herrschaft im 18. und 19. Jahrhundert zumeist Sache der kreolischen und mestizischen Eliten und in der Regel verbunden mit dem Ausblenden der indianischen und schwarzen Bevölkerung.¹ Im Zentrum stand die Suche nach neuen kulturellen Identitäten; die damit verbundenen hemisphärischen Raumkonstruktionen orientierten sich in erster Linie an der Frage nach dem Verhältnis zu Europa und auf die Beziehungen der unabhängig gewordenen Staaten des amerikanischen Kontinents zueinander.

Am dominantesten wurde in diesem Zusammenhang die *Western Hemisphere idea* (Whitaker 1954), die Vorstellung des amerikanischen Kontinents als eines "bevorzugten Ortes" auf dem Planeten, von dem aus es Abstand zu halten gelte zu einem Europa der Kriege, Monarchien und Diktaturen. Sicherlich waren auch in Amerika die Unabhängigkeitsbewegungen und Nationalstaatsgründungen mit kriegerischen Auseinandersetzungen verbunden. Doch anders als in Europa, wo die Nationalstaatsbildung in der Regel mit Gewalt für eine Verkopplung sprachlicher, kultureller, politischer und geographischer Phänomene in einem als nationalstaatlich konstruierten Kulturraum stand, war dieser Prozess auf der anderen Seite des Atlantiks mit unterschiedlichen, nicht klar umrissenen räumlichen Konstruktionen verbunden, die nicht nur über den Nationalstaat, sondern über die Vorstellung von "geschlossenen Kulturkreisen" im Herderschen Sinn hinausweisen.

An diesem Prozess des sich Bewusstwerdens eigener Interessen und Identitäten hatten Politiker, Intellektuelle, aber auch soziale Bewegungen aus allen Teilen des Kontinents Anteil. Die Grenzlinien ihrer verschiedenen Projekte verliefen dabei viele Jahrzehnte, ja bis in die heutige Zeit, entlang folgender Fragen: erstens nach dem Verhältnis zu Europa und nach der Qualität seines Erbes, sowie zweitens nach

1 Diese Begrenzung kennzeichnet bedauerlicherweise auch unseren Beitrag. An dieser Stelle kann nicht auf den 1899 geprägten Begriff *Amerind* (American Indians) und die damit verbundenen Raumkonstruktionen eingegangen werden (vgl. Feest 2000: 441). Ebenfalls nicht vertieft wird die Entstehung der Vorstellung *black atlantic* oder die Herausbildung von Netzwerken zwischen verschiedenen schwarzen Bewegungen in den Amerikas (vgl. Costa 2005).

dem Verhältnis der verschiedenen Amerikas zueinander und dem Fundament ihrer möglichen Einheit bzw. Divergenz. Diejenigen, die die Beziehungen zu Europa nicht kappen, sondern sie verändern und auf neue Bezugspunkte, wie etwa das revolutionäre Frankreich, richten wollten, waren weniger an der – wenn auch nur diskursiven – Abkapselung Amerikas interessiert und suchten nach gemeinsamen, vor allem kulturellen Wurzeln in Europa. Dagegen war die Abgrenzung von Europa nicht selten mit der Konstruktion eines mehr oder weniger klar definierten Gegenpols verbunden, wie er im Gegensatz „Alte und Neue Welt“ präsent ist, oder wie er die Konstruktion der westlichen Hemisphäre als einer besonderen prägte, und auch im Begriff des Panamerikanismus enthalten sein konnte. Doch zugleich zeigte sich, dass die Absetzung von Europa allein nicht ausreichte, ein gemeinsames Verständnis über den Gegenpol Amerika zu konstituieren, an welchem sich alle Amerikaner beteiligen konnten. So attraktiv die Absetzung von einem gemeinsamen reaktionären Feind Europa und so wichtig die Anerkennung der unabhängigen Staaten des Südens durch die USA im 19. Jahrhundert waren, so spannungs- und konfliktreich erwiesen sich die Beziehungen zwischen den USA und den südlichen Republiken. Die Konstruktion eines inter-amerikanischen Systems aus dem Erbe von Simón Bolívar und Thomas Jefferson musste ein Mythos bleiben angesichts der asymmetrischen Beziehung im Rahmen eines „imperial encounter“.²

Im Folgenden wollen wir zeigen, welche unterschiedlichen hemisphärischen Konstruktionen in der Vergangenheit miteinander um die Deutungshoheit konkurrierten wenn es darum ging, den amerikanischen Kontinent in seiner Gesamtheit zu fassen. Heute scheint es so, als habe sich eine spezifisch US-amerikanische Perspektive auf die Amerikas durchgesetzt, die sich mit dem Begriff der *Western Hemisphere* verbindet. Andere Raumkonstruktionen wie der Panamerikanismus scheinen weniger erfolgreich und wenn, dann lediglich im Rahmen schwacher inter-amerikanischer UN-Institutionen zu überdauern. Dagegen wiederum leben Begrifflichkeiten, die auf unter-

2 “While the term encounter implies the presence of two entities (i.e., the North and the South), the term imperial encounters is meant to convey the idea of asymmetrical encounters in which one entity has been able to construct ‘realities’ that were taken seriously and acted upon and the other entity has been denied equal degrees or kinds of agency” (Doty 1996: 3).

schiedliche Kulturkreise in einer geteilten Hemisphäre verweisen, wie Hispano- oder Lateinamerika, gerade auch in aktuellen, oftmals kulturalistischen Diskursen fort.

Nicht zuletzt aufgrund der spezifischen Rolle Mexikos in den geokulturellen und geopolitischen Raumkonstruktionen ist es sinnvoll, diese in den aktuellen Raumdebatten näher zu betrachten. Bedeutsam sind dabei etwa sicherheitspolitische Interventionen, die versuchen, aus einer US-Perspektive das mexikanische Territorium neu zu vermessen und aufzuteilen. Zugleich jedoch scheint vom Süden aus das Selbstverständnis der westlichen Hemisphäre gleichfalls eine Veränderung zu erfahren. So breiten sich mit der Migration und der Herausbildung transnationaler Netzwerke nicht allein zwischen Mexiko und den USA, aber mit Mexiko als dem zentralen Grenzraum, alltagsweltliche Praxen in den USA aus, die von vielen als typisch für *latinos* bzw. *hispanics* wahrgenommen und mit einer Mexikanisierung großer Teile des Nordens gleichgesetzt und nicht selten mit einer "Geographie der Angst" verbunden werden. Besonders prominent wurde in diesem Zusammenhang Huntington mit seiner Warnung vor "The Hispanic Challenge", indem er das Bild der sprachlich und religiös abgegrenzten Kultur der Lateinamerikaner und insbesondere der Mexikaner bemühte, die sich nicht in den angelsächsischen Kulturkreis integrieren lasse. Bevor wir uns jedoch im zweiten Schritt mit der Rolle Mexikos in der Neugestaltung der westlichen Hemisphäre befassen, wollen wir im ersten Schritt die historischen Wurzeln verschiedener Selbstbeschreibungen des amerikanischen Kontinents skizzieren.

1.1 Interessen und Rasse: die Monroe-Doktrin

Die Monroe-Doktrin gilt als Gründungsdokument für eine US-Außenpolitik, die den amerikanischen Kontinent unter bestimmten Prämissen in den Blick nimmt. Präsident James Monroe formulierte mit der Doktrin 1823 ein Angebot an die europäischen Kolonialmächte, sich nicht in die dortigen Revolutionsprozesse einzumischen, um zugleich von ihnen zu fordern, von Versuchen der Rekolonialisierung der Neuen Welt Abstand zu nehmen:

We owe it, therefore, to candor, and to the amicable relations existing between the United States and those powers, to declare that we should consider any attempt on their part to extend their system to any portion of

this hemisphere, as dangerous to our peace and safety (zitiert in Sicker 2002: 21f.).

Die Doktrin wurde von US Secretary of State John Quincy Adams ausgearbeitet, ohne andere Staaten Lateinamerikas vorher zu konsultieren (Sicker 2002: 22).

Allerdings war ein derart hemisphärisches Denken in der US-amerikanischen Politik bereits vor der Monroe-Doktrin anzutreffen. Als 1811 der US-Kongress nachträglich die Besetzung spanischen Territoriums durch anglo-amerikanische Siedler legalisierte, verwies er in seiner Begründung auf die Gefahr einer Annexion von West-Florida durch europäische Mächte.

The United States declared, as a cardinal principle of its hemispheric policy, its firm opposition to the transfer of any territory in the Western Hemisphere from one European state to another (Sicker 2002: 14).

Und 1813 konstruierte Thomas Jefferson eine Hemisphäre auf der Basis eigener Interessen:

America has a hemisphere to itself. It must have a separate system of interest which must not be subordinated to those of Europe. The insulated state in which nature has placed the American continent should so far avail it that no spark of war kindled in the other quarters of the globe should be wafted across the wide oceans which separate us from them (zitiert in Sicker 2002: 15).

Die Monroe-Doktrin beschrieb als Grundlage der Raumkonstruktion einer *Western Hemisphere* zunächst kein imperial-konfrontatives Programm mit den damaligen Großmächten; hierzu wären die USA zu diesem Zeitpunkt weder ökonomisch noch militärisch in der Lage gewesen. Die Doktrin stellte also noch keinen Bruch dar mit den außenpolitischen Leitlinien, die der erste US-Präsident George Washington in seiner "farewell address"³ formuliert hatte. Allerdings manifestierte sich in der Doktrin eine bestimmte Sichtweise auf den amerikanischen Kontinent – als einen besonderen und nach außen abgegrenzten Raum. In der daraus hervorgegangenen Bezeichnung der *Western Hemisphere* wurde die Welt aufgeteilt in ein amerikanisches "Wir" versus die (europäischen) Großmächte der restlichen Welt. Mit der Doktrin wurde eine globale Raumvorstellung entworfen, die zwar

3 Demnach sollten sich die USA auf Handel und Industrialisierung ihrer Nation konzentrieren und sich aus internationalen Händeln möglichst heraushalten (Merrill/Paterson 1995: 77).

nicht zwangsläufig die territoriale Durchdringung des gesamten Kontinents zum Ziel hatte, diese aber auch nicht ausschloss (Norton 2004: 195).

Die Monroe-Doktrin könnte man somit als einen relativ ergebnis-offenen Diskurs verstehen, mit dem sich sehr unterschiedliche Vorstellungen von Amerika verbinden lassen, die von panamerikanischen Träumen bis zu außenpolitischen Programmen reichen, die die Dominanz der USA gegenüber dem Rest des Kontinents (bis hin zu militärischen Interventionen) begründen können. Dennoch fällt die Monroe-Doktrin nicht der Beliebigkeit anheim, verknüpft sie doch seit jeher das Streben nach territorialer Sicherheit der USA mit dem impliziten Anspruch, ebenso das Gesellschaftssystem der USA in der Hemisphäre vor fremdem Einfluss zu bewahren, was insbesondere die Verwendung der Monroe-Doktrin während des Kalten Krieges erklären mag (Krakau 1968: 4f., 82-88).

Die Anwendung der Doktrin im Kontext einer expansiven Politik zeigte sich früh, während des Werbens von US-Präsident James K. Polk für den Krieg (1846-1848) gegen Mexiko (Sicker 2002: 35ff.). Nach dem Krieg und der Annexion großer Teile des mexikanischen Territoriums wandte sich Polk nun aber entschieden gegen ein weiteres Vordringen der Angelsachsen in das Herz Mexikos. Er setzte sich erfolgreich gegen diejenigen Stimmen durch, die ganz Mexiko besetzen wollten, indem er neben den finanziellen Risiken einer Okkupation Mexikos vor den kulturellen Divergenzen warnte und damit den Rio Bravo bzw. den Rio Grande als geokulturelle Grenze der USA für weitere territoriale Expansionen markierte. Wilfried Callcott schrieb dazu:

The expenses of a war in the heart of Mexico and problems of administering a people who were not readily assimilable into Anglo-Saxon traditions (as just shown in Texas), and who were not suitable as slaves, gave cause for sober second thoughts (Callcott 1968: 26).

Vor allem rassistische Bedenken der weißen Bevölkerung und der politischen Klasse in den Südstaaten waren es, die gegen die Annexion ganz Mexikos angeführt wurden.⁴ Man fürchtete Konsequen-

4 Während die Mehrzahl der Massenpresse in den großen Städten der USA darin keine Probleme erkennen konnte, und deshalb während des Krieges für ein *All Mexico-Projekt* warb, war ein sehr großer Teil der politischen Eliten, insbesondere im Süden der USA, strikt gegen die Vorstellung, dass Nicht-Weißen die

zen für die Machtverteilung innerhalb der USA, sollten im Zuge einer Annektierung Mexikos Bürgerrechte auch an Farbige vergeben werden. Eine solche Inklusion wollten viele auf jeden Fall vermeiden, weil, so deren Argument, dann der Fortbestand der USA als Demokratie gefährdet sei (Merk [1963] 1995: 157ff., 191). Im Disput um die Grenzen der Expansion im Rahmen des Krieges gegen Mexiko wurde deutlich, wie sich innerhalb eines hemisphärischen Diskurses expansive Phasen der territorialen Eroberung mit rassistischen Abgrenzungsdiskursen überschneiden, ergänzen und abwechseln können.

Freilich, das Argument einer möglichen innenpolitischen Destabilisierung der USA im Zuge einer Intervention in einen anderen "Kulturkreis" galt nicht immer als Grund für eine derartige Zurückhaltung. Im Gegenteil: In einer der einflussreichsten Reinterpretationen der Monroe-Doktrin, dem 1904 von Präsident Theodore Roosevelt formulierten "Roosevelt Corollary of the Monroe Doctrine", wurde die Notwendigkeit einer Intervention in andere Staaten (gerade auch jenseits der im Mexiko-Krieg konstruierten geokulturellen Grenze) mit der Fehlerhaftigkeit und dem Versagen staatlicher Institutionen jenseits dieser Grenze begründet.⁵

Chronic wrongdoing, or an impotence which results in a general loosening of the ties of civilized society, may in America, as elsewhere, ultimately require intervention by some civilized nations, and in the Western hemisphere, the adherence of the United States to the Monroe Doctrine may force the United States, however reluctantly, in cases of wrongdoing or impotence, to the exercise of the international police power (zitiert in Sicker 2002: 61).

Bürgerrechte übertragen werden könnten (Merk [1963] 1995: 191ff.). Der Südstaatler aus South Carolina und ehemalige Vizepräsident John C. Calhoun etwa warnte vor dem Kongress Anfang 1848: "I know further, sir, that we have never dreamt of incorporating into our Union any but the Caucasian race – the free white race. [...] The greatest misfortunes of Spanish America are to be traced to the fatal error of placing these colored races on an equality with the white race. [...] Are they fit to be connected with us? Are they fit for self-government and for governing you? [...] – all the rest pure Indians, a mixed blood equally ignorant and unfit for liberty, impure races, not as good as the Cherokees or Choctaws? We make a great mistake, sir, when we suppose that all people are capable of self-government" (zitiert in Merk [1963] 1995: 162).

- 5 Ähnlich wurde während des Krieges mit Mexiko argumentiert. "Mexico's failure to improve California, a land of Eden, was attributed to an incompetent local bureaucracy, degenerating into a state of anarchy, and to a slothful population" (Merk [1963] 1995: 31).

Die westliche Hemisphäre als eine ganz Amerika umfassende Raumkonstruktion blieb eng mit den Interessen der USA verbunden, ohne die Reichweite und die Instrumente zur Durchsetzung derselben festzulegen. Die damit zugleich einhergehenden kulturalistischen oder gar rassistischen Zuschreibungen führten und führen immer wieder dazu, dass unabhängig von Nationalstaatlichkeit neue Grenzlinien gezogen werden können.

1.2 Hispanoamerikanische oder Panamerikanische Einheit?

Die Vorstellung einer Einheit der westlichen Hemisphäre schien im 19. Jahrhundert durchaus auch in Diskursen im südlichen Amerika auf und wurde mit dem Ideal eines Pan-Amerika verbunden. Die Bewunderung für die Befreiung der nordamerikanischen Kolonien von England (1776) und speziell für George Washington unter den Unabhängigkeitsbewegten im Süden, sowie die rasche Anerkennung der unabhängig gewordenen Republiken durch die USA bildeten eine der Grundlagen für die Bestrebungen, inter-amerikanische Konferenzen zu initiieren. Doch erst 1889 gelang es (u.a. aufgrund des Engagements des US-Außenministers James Gillespie Blaine), den ersten Pan-Amerikanischen Kongress in New York abzuhalten, an dem mit Ausnahme der Dominikanischen Republik alle Staaten der westlichen Hemisphäre vertreten waren.

Die Distanzierung von einem tyrannischen Europa war zwar auch auf der von Simón Bolívar vorgeschlagenen hispano-amerikanischen Konferenz in Panama 1826 präsent; diese richtete sich in erster Linie jedoch gegen die alte, gerade abgeschüttelte Kolonialmacht Spanien und nicht gegen Europa als Ganzes. Zugleich zielte dieses erste Treffen explizit auf eine Konföderation der unabhängig gewordenen hispanoamerikanischen Staaten, ganz im Sinne der *Carta de Jamaica* von 1815, die die ideelle Grundlage für eine Kooperation befreiter Nationen in Spanisch-Amerika darstellte. Nicht beteiligt an einer solchermaßen sprachlich und durch die koloniale Tradition definierten hispanischen Einheit waren die USA, Haiti und Brasilien, also, so könnte man meinen, die nicht zum hispanoamerikanischen "Kreis" zählenden "Kulturen".⁶

6 Doch auch Argentinien nahm an dieser nicht und den folgenden Konferenzen nur mit kritischer Distanz teil; nicht nur weil die *Porteños* 1826 die Vorherrschaft

Im Gegensatz hierzu gehörte José Martí zu denjenigen, die sich klar für eine Abkopplung der westlichen Hemisphäre von Europa aussprachen. Seine eigene Biographie, die ihn ins Exil nach New York führte, prädestinierte ihn zwar als Vermittler pan-amerikanischer Ideale zwischen Nord und Süd; zugleich warnte er vor dem Hintergrund der Geschichte und der geographischen Lage seines Heimatlandes Kuba⁷ vor der Hegemonie der USA, und sah in ihrem Bestreben die grundsätzliche Gefahr für eine pan-amerikanische Einheit (Raab 1998: 139-160). Die im Spanisch-Amerikanischen Krieg von 1898 deutlich zutage tretende expansionistische Interessenpolitik der USA gab nachträglich denjenigen Recht, die vor der wirtschaftlichen Übermacht und dem politischen und militärischen Imperialismus des nördlichen Nachbarn gewarnt hatten. In diesem Rahmen konnte es keine gemeinsame Interessensphäre aller Nationen Amerikas geben. Die Neue Welt war bereits eine zweigeteilte:

De una parte hay en América un pueblo que proclama su derecho de propia coronación a regir, por moralidad geográfica, en el continente, y anuncia, por boca de sus estadistas, en la prensa y en el púlpito, en el banquete y en el congreso, mientras pone la mano sobre una isla y trata de comprar otra, que todo el norte de América ha de ser suyo, y se le ha de reconocer derecho imperial del istmo abajo, y de otra están los pueblos de origen y fines diversos, cada día más ocupados y menos recelosos, que no tienen más enemigo real que su propia ambición, y la del vecino que los convida a ahorrarse el trabajo de quitarles mañana por la fuerza lo que le pueden dar de grado ahora (Martí zitiert in Raab 1998: 153).

Bolívars und Gran Colombias ablehnten, sondern weil ein Panamerikanismus ihren ökonomischen, politischen und kulturellen Interessen entgegenlief. Da diese sie mit verschiedenen europäischen Ländern bedeutend mehr verband als mit ihren amerikanischen Nachbarn, hielten die argentinischen Regierungen Distanz zu einem panamerikanischen Projekt.

- 7 Kuba, das bis zum Spanisch-Amerikanischen Krieg 1898 spanische Kolonie geblieben war, geriet danach unter US-amerikanische Besatzung. Als es 1902 formal unabhängig wurde, blieb seine Souveränität eingeschränkt – aufgrund des auf Druck der USA zustande gekommenen so genannten „Platt-Amendment“ in der kubanischen Verfassung, das den USA jederzeit ein militärisches Eingreifen erlaubte, sobald sie ihre politischen und ökonomischen Interessen auf der Insel in Gefahr sahen. Neben einem ständigen Interventionsrecht im Falle innerer Unruhen wurde auch die Abtretung kubanischen Territoriums an die USA festgeschrieben. Guantánamo Bay, das bis heute von US-amerikanischem Militär besetzt gehalten und seit dem Afghanistan-Krieg zur völkerrechtswidrigen Inhaftierung von Kriegsgefangenen genutzt wird, stellt einen interessanten Fall von Extra-Territorialität dar.

Angesichts dieser Aufspaltung wunderte es kaum, dass der Panamerikanismus und seine Institutionen⁸ schwach geblieben sind; für den, wie Knud Krakau ihn nennt, "zähen politischen Kampf Lateinamerikas um seine Gleichrangigkeit, letztlich um seine Würde" (Krakau 1992: 191) dürfte eine andere Konstruktion bedeutsamer gewesen sein, die eines Lateinamerikas als eines eigenen, dem Norden kulturell überlegen Kulturraums.

1.3 Lateinamerika ein eigener Kulturkreis?

Während die Raumkonstruktion der *Western Hemisphere* am deutlichsten auf geostrategischen Interessen beruht, die mit rassistischen Abgrenzungen einhergehen können, verweisen die Konstruktionen, die sich auf Europa beziehen, wie "Ibero-" oder "Hispanoamerika", auf Vorstellungen eines kulturellen Erbes und gemeinsamer Wurzeln. Neben Begriffen wie "Hispanoamerika" und "Iberoamerika" stellt "Lateinamerika" eine weitere Bezeichnung dar, die nicht nur auf eine sprachliche, sondern im weiteren Sinne auch kulturelle Abgrenzung des südlichen Amerika vom nördlichen abzielt. Allerdings, und das ist das Neue gegenüber den älteren Begriffen, gehen die hier imaginierten kulturellen Gemeinsamkeiten nicht auf das koloniale – im Wesentlichen iberische – Vermächtnis zurück, sondern haben ihre Ursprünge gerade in der Erfindung verschiedener unterschiedlicher, wenn nicht gar gegensätzlicher, europäischer Kulturkreise. Es sind die Herderschen Kugeln, eine im frühen 19. Jahrhundert vorherrschende und von der europäischen Romantik beeinflusste Betrachtung, die auf Basis einer Überhöhung linguistischer und kultureller Gemeinsamkeiten in Europa drei Kulturkreise zu unterscheiden suchte: den germanisch-angelsächsischen, den slawischen und den romanisch-lateinischen. Diese zunächst rein europäische Unterscheidung wurde von europäischen Intellektuellen wie Alexandre de Tocqueville oder Michel Chevalier auf die Betrachtung außereuropäischer Regionen, insbesondere auf Amerika, übertragen. Zunächst blieb die Idee eines lateinischen, über Europa hinausgreifenden Kulturkreises, oder von einer *race latine*, von der man zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch ohne

8 Einen wichtigen Schritt für die Entwicklung inter-amerikanischer Institutionen im Rahmen der Vereinten Nationen stellten der Vertrag von Rio 1947 und die Gründung der OAS im Folgejahr dar.

rassistische Konnotationen sprechen konnte, auf intellektuelle Zirkel begrenzt.

In Frankreich, wo der Begriff geprägt und in das weltpolitische Geschehen eingebracht wurde, gewann er an Bedeutung angesichts der bereits von Tocqueville zum Ausdruck gebrachten Warnung vor einer Expansion der USA und vor der Gefahr eines Konflikts entlang der Scheidelinie zwischen dem lateinischen und dem angelsächsischen Amerika. Mit der Annexion von Texas durch die USA 1845 sah man diese Befürchtungen bestätigt. Frankreichs Außenminister François Pierre Guillaume Guizot formulierte in diesem Zusammenhang die Notwendigkeit, die *race latine* nicht allein in Europa, sondern auch in Amerika zu schützen, damit "[...] qu'elle ne tombe pas sous le joug, et ne soit pas dévorée par la race anglo-américaine" (zitiert nach Ibold 1998: 80). Doch erst unter der Herrschaft Louis Bonapartes,⁹ im *Seconde Empire*, wurde "Latinität" in Frankreich zunehmend politisiert und mit geostrategischen Überlegungen verbunden.

Mit der französischen Intervention in Mexiko (Januar 1862 bis März 1867), die mit der Hinrichtung des vom französischen Monarchen unterstützten Kaisers Maximilian endete, erlebte die Konstruktion einer transatlantischen *race latine* ihr geostrategisches Frakasso. Der unmittelbare Anlass für das koloniale Abenteuer waren kommerzielle Interessen Frankreichs, etwa die Eintreibung höchst dubioser Schulden. Die weitergehenden geopolitischen Motive Frankreichs zielten jedoch eindeutig darauf, im Wettlauf mit den USA schneller zu sein und Mexiko im Einflussbereich Frankreichs zu verankern, bevor die USA die Vorherrschaft über den ganzen Kontinent erlangen konnten. Die Gelegenheit schien günstig. Der nördliche Nachbar Mexikos war während seines Bürgerkrieges seit 1861 weitgehend handlungsunfähig und konnte, selbst wenn er gewollt hätte, seine eigene Doktrin nicht militärisch durchsetzen, so dass die Warnung der USA an das monarchistische Frankreich, sich in Mexiko einzurichten, von Napoleon III sogar öffentlich gering geschätzt werden konnte. In seinem veröffentlichten Schreiben an General Forey vom 3. Juli 1862 heißt es:

9 Für 1848-1852 wurde er zum Präsidenten von Frankreich gewählt, anschließend regierte er als Kaiser Napoleon III Frankreich (1852-1870).

Beim gegenwärtigen Stand der Weltzivilisation ist der Reichtum Amerikas für Europa nicht gleichgültig, denn davon ernährt sich unsere Industrie und lebt unser Handel. Wir sind daran interessiert, daß die Republik der Vereinigten Staaten mächtig und wohlhabend ist, doch haben wir kein Interesse, daß sie sich des ganzen Golfs von Mexiko bemächtigt, um von dort aus die Antillen und Südamerika zu beherrschen, und die einzige Ausgabestelle für Produkte aus der Neuen Welt wird. Wenn sie einmal Mexiko und damit Zentralamerika und damit den Durchgang zwischen zwei Meeren beherrscht, wird es in Amerika keine andere Macht mehr als die Vereinigten Staaten geben. Wenn es uns im Gegenteil gelingt, eine stabile Regierung mit den Waffen Frankreichs zu konstituieren, werden wir einen Damm gegen die Überflutung aus den Vereinigten Staaten besitzen (zitiert nach Ratz 1998: 378).

Legitimiert wurde das militärische Abenteuer von Napoleon III mit der Behauptung, einen gemeinsamen lateinischen Kulturkreis beschützen zu müssen. Zugleich bemühte man sich auch über wirtschaftspolitische Maßnahmen um eine stärkere Integration. Die Zollunion der lateinischen Länder und die Gründung einer *Union monétaire latine* 1865 in Paris waren jedoch ebenso wenig erfolgreich wie die militärische Intervention in Mexiko. Ende des 19. Jahrhunderts war das mit der französischen Außenpolitik eng verbundene Projekt der "Latinität" gescheitert.¹⁰ Allerdings bedeutete dies in keiner Weise das Ende des Begriffs "Latinität". Im Gegenteil, mit dem Niedergang der "Latinität" in Frankreich als Konzept französischer Machtpolitik und der damit möglichen Herauslösung des Begriffs aus den damit verbundenen Raumkonstruktionen gewann er durch die Aneignung im Diskurs lateinamerikanischer Intellektueller als Lateinamerika eine neue Bedeutung. Dieser erfährt eine bis heute andauernde Karriere und Ausweitung, ja die damit nunmehr sich eröffnenden Raumvorstellungen reichen über die Konstruktion des *latinos* weit in den Norden Amerikas hinein.

Doch zunächst sahen sich im 19. und 20. Jahrhundert angesichts der Expansion der Vereinigten Staaten in Texas, Mexiko, der Karibik und Mittelamerika diejenigen im südlichen Amerika bestätigt, die vor

10 Dabei dürfte neben dem Scheitern der französischen Mexiko-Intervention ebenso die Niederlage im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 und die Ausrichtung der kolonialen Bestrebungen auf Indochina und Afrika wichtig gewesen sein. Zudem verlor angesichts des Ende des 19. Jahrhunderts sich ausbreitenden, wissenschaftlichen Diskurses zu Rassismus der Begriff der *race latine*, der weitgehend als Synonym mit "Latinität" benutzt worden war, seine kulturelle Bedeutung, und wurde nun eher negativ konnotiert (vgl. Ibold 1998).

einer Vorherrschaft der Angelsachsen warnten. Mit dem Bezug auf eine stärker kulturelle denn politische Gemeinsamkeit mit Europa suchten nicht wenige Intellektuelle in Paris, ihrem kulturellen Fluchtpunkt, nach Strategien, ihre Kultur gegenüber der Nordamerikas aufzuwerten. Sie fanden sie wie der Kolumbianer José María Torres Ceicedo in der Übernahme des "Latinitätsgedankens", den er in der gemeinsamen Zivilisation begründet sah. Er, aber auch eine große Zahl anderer Intellektueller, fungierte als Vermittler zwischen Frankreich und Südamerika. Er fand vor allem bei den politischen Kreisen Gehör, die einer Panamerikanischen Union unter Vorherrschaft der USA misstrauisch gegenüber standen, wie etwa beim Argentinier Bautista Alberdi. Gerade für europaorientierte Eliten, wie die argentinische, bot die Idee der "Latinität" als "Europeísmo" die Möglichkeit, eine neue Raumordnung für die südamerikanischen Staaten zu denken. Mit dieser konnten die Unterschiede zum Norden hervorgehoben und die Verbindungen mit Europa betont werden. Auch wenn ein derartiger gemeinsamer Kulturraum lediglich in den Diskursen lateinamerikanischer Intellektueller existierte, so erlaubte er doch die Absetzung von einer Vereinnahmung in der *Western Hemisphere* und von einem Panamerikanismus, der aus Washington gesteuert schien.

An Attraktivität gewann das Konstrukt Lateinamerika zudem auch dadurch, dass es einen kulturellen Raum in Absetzung zur Iberischen Welt, zu den alten iberischen Kolonialmächten und hier insbesondere zu Spanien konstruierte, indem man sich auf einen umfassenderen europäischen Kulturkreis und eine tiefergehende romanische bzw. lateinische Sprachengemeinsamkeit beziehen konnte. Wer wollte, konnte sich in der französischen Kunst bzw. der französischen Revolution sonnen und sich sowohl dem US-amerikanischen Kapitalismus als auch dem spanischen Kolonialismus bzw. einer zu engen *Hispanidad* überlegen fühlen.

2. Mexiko als Teil Nordamerikas oder die Mexikanisierung des Nordens

Napoleon III musste mit seinem Plan scheitern, Mexiko als "einen Damm gegen die Überflutung aus den Vereinigten Staaten" auszubauen. Die Idee, einen Damm zwischen Norden und Süden zu errichten, war damit jedoch nicht *ad acta* gelegt. Verstärkt taucht sie in

den letzten Jahren in US-amerikanischen Sicherheitsszenarien auf; in diesen gilt es allerdings, einen Schutzwall gegen den Süden des Kontinentes zu errichten, etwa durch die Verstärkung der Grenzanlagen an der Südgrenze der USA ab Oktober 1994 mit der "Operation Gatekeeper"; oder gar durch die Verwandlung des gesamten mexikanischen Südens in einen befestigten Grenzraum durch den "Plan Sur". Fraglich bleibt allerdings, wo genau solche Grenzziehungen verlaufen, wen sie eigentlich trennen sollen. Schließlich fällt seit der Annexion großer Teile Mexikos durch die USA die territoriale Differenzierung zwischen Mexiko und den Räumen, in denen Mexikaner wohnen und arbeiten, deutlich auseinander. Der Rio Bravo/Rio Grande markiert in diesem Sinne keine Grenze. Dies wurde in den vergangenen Jahrzehnten umso deutlicher, je mehr sich die Divergenzen zwischen mexikanischem Staatsgebiet und den Orten, in denen Mexikaner leben, durch transnationale Migrationsprozesse vertieften.

Die mexikanische Republik wiederum hat sich seit ihrer Gründung stets als souveräner Staat und nicht als Damm zwischen Nord- und Südamerika gesehen. Nach der Vertreibung der napoleonischen Truppen und erst recht nach der Revolution (1910-1917) beruhte das außenpolitische Verständnis der Republik auf der "Doctrina Juárez", die das Selbstbestimmungsrecht der Nationen einfordert.¹¹ Mit den Präsidenten Luis Echeverría (1970-1976) und José López Portillo (1976-1982) verstärkten sich die Bemühungen, nicht als Vorhof der USA zu gelten und eine prononcierte, eigenständige Außenpolitik zu betreiben. So positionierte sich Mexiko in dieser Zeit nicht nur als Teil Lateinamerikas, sondern ganz bewusst auch als Teil der "Dritten Welt" und suchte sich als ein Sprecher für die damit verbundenen Interessen zu profilieren.¹²

11 Die "Doctrina Juárez" geht zurück auf eine Rede von Präsident Benito Juárez im Juli 1867, in der er die außenpolitischen Leitlinien Mexikos formulierte: "Que el pueblo y el gobierno respeten los derechos de todos. Entre los individuos, como entre las naciones, el respeto al derecho ajeno es la paz" (zitiert in Benítez Manaut 1998b: 58). Das Prinzip der "igualdad jurídica de las naciones" reformulierte Francisco Madero 1913, wiederum mit Blick auf die als Bedrohung wahrgenommene Übermacht der USA (vgl. Benítez Manaut 1998b: 60f.).

12 Dazu gehörte es, die diplomatischen Beziehungen (neben Kanada, aber als einziges lateinamerikanisches Land der *Western Hemisphere*) zu Kuba nicht aufzukündigen und die Sandinisten in Nicaragua sowohl während des Kampfes gegen die Somoza-Diktatur, als auch ökonomisch und politisch nach ihrer Machtüber-

Umgekehrt sah der nördliche Nachbar distanziert, ja irritiert auf den südlichen, der sich aus seiner Warte angesichts der auch schon lange vor NAFTA bestehenden engen wirtschaftlichen Verflechtungen und der wachsenden Migration undankbar, ja feindlich gerierte. Der damalige US-amerikanische Botschafter in Mexiko, John D. Negroponte, verband deshalb schon zu Beginn der NAFTA-Verhandlungen diese mit der Hoffnung auf eine proamerikanische Neuorientierung der mexikanischen Außenpolitik.¹³ Und tatsächlich ist es den USA gelungen, Mexiko nicht nur ökonomisch über die nordamerikanische Freihandelszone, sondern auch geostrategisch in die hemisphärische Konstruktion eines neuen *North America* einzubeziehen.

Dieses neue *North America* ist Teil einer veränderten Perspektive auf die Amerikas, ein Blick, der den Kontinent aufteilt und Mexiko die Funktion eines Damms bzw. eines Schleusen- und Grenzraumes gegenüber Südamerika zuweist (Baur/Braig 2005). Wie aber konnte es im Verlauf der 1990er Jahre, in denen die Schaffung von Freihandelsräumen im Zentrum hemisphärischer Debatten lag, dazu kommen, dass sich am Ende des Jahrtausends das Konzept einer *Western Hemisphere* durchsetzte, das mit seiner Raumkonstruktion neue territoriale Abgrenzungen festschreibt? Die neue hemisphärische Gestaltung lässt sich erklären mit den grundlegenden Veränderungen der Gefahrenwahrnehmung innerhalb der Expertenzirkel der USA nach dem

nahme 1979 zu unterstützen. López Portillo sprach während seiner Präsidentschaft gar von einer neuen geopolitischen Region, in welcher Mexiko eigene Interessen habe: "Aparece el tema de una nueva geopolítica subregional, con intereses propios, para la cual se debían diseñar nuevos instrumentos de política exterior" (zitiert in Benítez Manaut 1998b: 67).

- 13 Aus einem vertraulichen Memorandum, welches dem mexikanischen Wochenmagazin *Proceso* vorlag, wurde er im Mai 1991 in der *FAZ* paraphrasiert: "Mexiko sei dabei die Grundlage und das Bild seiner Außenpolitik dramatisch zu verändern, es nehme Abschied von einer 'ideologisch nationalistischen und protektionistischen Selbstdarstellung' und wende sich einer 'mehr pragmatisch und nach außen gerichteten Politik' zu [...]. Obwohl auch früher schon sechzig bis siebenzig Prozent des mexikanischen Außenhandels mit den Vereinigten Staaten abgewickelt worden seien, hätte man bei Debatten in den Vereinten Nationen oder in Gesprächen über die Zukunft Mittelamerikas den Eindruck gewinnen müssen, beide Staaten seien 'Erzfeinde'. Jetzt hingegen sei die übliche 'demagogische Rhetorik der Dritten Welt' einer 'in internationalen Fragen verantwortungsbewussteren Position' gewichen. Dies entspräche im Übrigen den neuen Leitlinien der mexikanischen Wirtschaftspolitik, die versuche das Land zu öffnen" (zitiert in Braig 1998: 332f.).

Ende des Ost-West-Konflikts. Im Zuge der Suche nach sicherheitspolitischen Antworten auf die neu entdeckten nationalen Bedrohungen entwickelte sich eine neue Architektur der Sicherheit in der westlichen Hemisphäre, ein Geflecht aus Annahmen und Praxen, die zur einer Hybridisierung und Transnationalisierung der US-amerikanischen Sicherheitsapparate führte und in der Folge eine neue militärische und geopolitische Raumordnung nach sich zog, in der die veränderte Position Mexikos eine zentrale Rolle spielt. Im Folgenden ist zu klären, wie sich aus der veränderten Wahrnehmung von Bedrohung in den USA eine neue Sicherheitsarchitektur für die Amerikas ableiten ließ, und wie Mexiko darin schrittweise eingebunden werden konnte. Die bisher letzte Etappe in dieser Entwicklung stellt die seit Ende 2002 gültige neue militärische Raumordnung des US-Verteidigungsministeriums für die Amerikas dar, die den Kontinent in zwei Kommandobereiche aufteilt.

2.1 Mexiko: Teil der neuen hemisphärischen Sicherheitsarchitektur der USA

Bis zum Ende des Kalten Krieges lagen die zentralen Bedrohungsszenarien für die US-amerikanischen Sicherheitsfachleute außerhalb der westlichen Hemisphäre. Die Sicherheitsdiskurse der Zeit waren auf der Ebene der Staatenwelt angesiedelt; die Bedrohung durch die aufgerichteten Atomraketen versinnbildlicht.¹⁴ Die von Lateinamerika ausgehenden Gefahren wurden dagegen auf der Ebene der Gesellschaftswelt verortet; galt es doch zu verhindern, dass in den sozialen Auseinandersetzungen bzw. revolutionären Kämpfen Lateinamerikas politische Kräfte die Oberhand gewannen, die die guten Beziehungen zu den USA gefährden könnten.

Seit Beginn der 1990er Jahre hat sich die Ebene, auf der Risiken für die nationale Sicherheit der USA wahrgenommen werden, radikal gewandelt. Der Blick der Experten richtet sich seitdem zunehmend auf die Ebene des Individuums und dessen Bewegungen und Praktiken. In das Zentrum der Gefahrenanalyse ist der Handel mit Drogen ebenso geraten, wie die als illegal wahrgenommene Grenzüberschreitung von Migranten und deren Wanderung in Richtung der USA (Huntington

14 Lediglich während der Kubakrise vom 16. bis zum 28. Oktober 1962 war Lateinamerika in dieses Szenarium eingebunden.

1993; 2004b). Nach dem 11. September 2001 konnte in dieses Bedrohungsszenario der islamistische Terrorismus eingefügt werden, der, so wird befürchtet, auch über Lateinamerika und insbesondere Mexiko seinen Weg in die USA finden könnte.¹⁵

Aus dieser Konstruktion und Rekonstruktion von Sicherheitsrisiken auf der Ebene des sich bewegenden Subjektes ergeben sich für die Reorganisation der Sicherheitsapparate und der Sicherheitsarchitektur, in die sie eingebunden sind, konkrete Veränderungen. Didier Bigo beschreibt dies so: "Management of territories is disappearing in favour of management of people" (Bigo 2001: 111). Wenn aber aus Sicht der USA nicht mehr die Kontrolle von Territorien, sondern die Kontrolle illegaler bzw. illegalisierter Bewegungen (Ackleson 2005) von Menschen und Waren im Vordergrund einer Sicherheitsarchitektur steht, dann muss dies Konsequenzen haben für den Einsatz der Streitkräfte in der *Western Hemisphere*. Zum einen ist damit die Ausweitung eines möglichen Engagements US-amerikanischer Sicherheitsakteure in allen Teilen der Hemisphäre verbunden, zum andern hat das Militär verstärkt polizeiliche Aufgaben zu übernehmen, wodurch sich die in den Amerikas ohnehin schwach ausgeprägte Trennung von innerer und äußerer Sicherheit weiter auflöst. Die beobachtbare Hybridisierung der Sicherheitsorgane (Flynt 2000)¹⁶ verschärft sich, wenn es letztlich gleichgültig wird, ob die Streitkräfte gegen den Drogenhandel eingesetzt werden, oder um Migranten oder Terroristen an der Grenze festzusetzen; geht es doch stets darum, Grenzgänger zu registrieren (wer, woher, wohin, warum) und mögliche klandestine Netzwerke zu identifizieren, die die territorialen Grenzen der USA überlagern, das nationale Territorium durchziehen und nach ganz anderen Gesichtspunkten neu kartographieren.

Die Setzung der Priorität auf die Bekämpfung des Drogenhandels ermöglichte dabei die Legitimierung dieser Aufgabenverschiebungen; sie erleichterte zugleich auch die Einbindung der Sicherheitsorgane

15 "Take out the word 'terrorism' and put in the words 'drug trafficking' or 'illegal immigration' and the new discourse of border security is remarkably similar to the older discourse that has defined U.S. border relations with Mexico" (Andreas 2002: 199).

16 "Militaries around the world are restructuring in response to new operational environments that blur distinctions between national security and public safety" (Turbiville 2000: 41).

der anderen Nationen in den Amerikas.¹⁷ Auf eben diesem Wege wurde Mexiko im Rahmen der Drogenbekämpfung in die Sicherheitsaktivitäten des nördlichen Nachbarn einbezogen. Neben den von der mexikanischen Regierung zunächst nicht autorisierten Aktionen der DEA (*U.S. Drug Enforcement Administration*) im Rahmen der US-amerikanischen Drogenbekämpfung, gelang es den USA im Verlauf der 1990er Jahre, ihren Einfluss auf das einstmals eher distanzierte mexikanische Militär zu verstärken und es in eine dauerhafte Kooperation mit den Sicherheitskräften der USA zu drängen (Benítez Mañaut 1998a; Wager 1998).

Für Mexiko wurde mit der Einführung des "Plan Sur" ein vorläufiger Höhepunkt in der Zusammenarbeit mit den USA im Kontext der Errichtung einer neuen hemisphärischen Sicherheitsarchitektur erreicht. Der "Plan Sur" geht zurück auf US-amerikanische Sicherheitskonzepte für Mexikos südliche Bundesstaaten (Grayson 2003) und gilt als eine Vorbedingung für das seit Ende der 1990er Jahre in Entwicklung befindliche Projekt "Plan-Puebla-Panama", das das gesamte Gebiet von Puebla, Mexiko, bis hinab zum Panamakanal ökonomisch und sozial restrukturieren soll (Grayson 2002; Maihold 2001). Der "Plan Sur" besteht im Kern aus drei Teilen: einem mit den US-Grenzbehörden abgestimmten Rückführungsprogramm, das an der US-Grenze, aber auch in Mexiko selbst aufgegriffene Migranten aus Mittelamerika in ihre Heimatländer zurückbringen soll, einer Verstärkung der Grenzkontrollen an der mexikanisch-guatemalteckischen Grenze und dem Aufbau eines Systems aus Kontrollposten entlang des nur rund 150 Meilen breiten Isthmo de Tehuantepec im Bundesstaat Oaxaca. Dadurch wird Mexiko geostrategisch zu einer einzigen Grenzregion der USA und zugleich zu einer Pufferzone, zu einem mehrstufigen Stau- und Schleusenraum, in dem Wanderungsbewegungen effektiver kontrolliert werden sollen (Braig/Baur 2005; Sandoval Palacios 2003). In diesem Szenario sind Mittelamerika und der Panamakanal weitere Staustufen eines Befestigungsprojektes, um den Austausch von Menschen und Gütern zwischen Süd- und Nordamerika unter Kontrolle zu bringen (Mendel 2000; 2001).

17 Bei einem Treffen der Verteidigungsminister der Amerikas 1995 in Williamsburg (USA) und 1996 in Bariloche (Argentinien) wurde die Drogenbekämpfung als Kernaufgabe der Streitkräfte auf dem Kontinent vereinbart (vgl. Moloeznik Gruer 1998: 22).

Die Befestigung des mexikanischen Südens als neue Außengrenze eines nach den Interessen der USA gestalteten *North America* kann als ein konkreter Ausdruck dessen betrachtet werden, wie die hemisphärische Sicherheitsarchitektur des 21. Jahrhunderts aufgebaut sein soll (als ein hybrides System von Schleusen) und zu welchem Zweck sie errichtet wird (zur Kontrolle von als illegal rezipierten Bewegungen von Menschen und Waren). Diese neue Logik der Sicherheit spiegelt sich auf der gesamt-hemisphärischen Ebene in den Veränderungen des so genannten *Unified Command Plan* (UCP) wider. Der UCP wird vom US-Verteidigungsministerium entworfen und stellt die oberste Ebene der Organisation und Einsatzplanung der Streitkräfte auf dem Globus dar. Im UCP wird die gesamte Welt aufgeteilt in *Areas of responsibility*, in Zuständigkeitsbereiche. Für Südamerika und die Karibik ist seit 1997 nach mehreren Umstrukturierungen alleine das *Southern Command* (SouthCom) zuständig. Dieser Planungsstab organisiert die Einsätze des US-Militärs in Lateinamerika und koordiniert die Kommunikation mit den Streitkräften der anderen Nationen.

Mexiko gehörte bis Ende 2001 ausdrücklich zu keinem US-amerikanischen *Area of responsibility*, dies wurde in der Vergangenheit von der mexikanischen Regierung auch stets betont (Medellín 2002). Mit der Errichtung des *Northern Command* (NorthCom) im Oktober 2002 wird nicht nur die *Western Hemisphere* formal in ein Nord und ein Süd aufgeteilt, sondern Mexiko ist nun offiziell Teil Nordamerikas und damit auch der neuen *Homefront*¹⁸ der USA.

2.2 Mexikanisierung oder República del Norte?

Die Einbindung des mexikanischen Territoriums vollzieht sich auf einer Metaebene in doppelter Weise: Die aus der Perspektive des US-amerikanischen Verteidigungsministeriums geschaffenen *Areas of responsibility* vergegenständlichen sich als abgegrenzter und zugleich poröser Raum NorthCom in der geopolitischen Konstruktion eines neuen *North America*; für die ökonomisch selektive Öffnung des

18 "U.S. Northern Command's area of operations (AOR) is America's homefront. The AOR includes air, land and sea approaches and encompasses the continental United States, Alaska, Canada, Mexico, and the surrounding water out to approximately 500 nautical miles. It also includes the Gulf of Mexico, Puerto Rico and the U.S. Virgin Islands" (zitiert am 4. September 2005 aus: <http://www.northcom.mil/index.cfm?fuseaction=s.who_homefront>).

Raums steht die nordamerikanische Freihandelszone NAFTA. Die damit verbundenen Schließungen und Öffnungen sind auf der Mikroebene mit einer wachsenden *Border securitization* verbunden, die sich territorial auf die Südgrenze der USA als Grenzlinie und auf Mexiko als Damm konzentriert und funktional auf eine Separierung legaler und illegaler Grenzüberschreitung fokussiert ist. Obgleich es in den 1990er Jahren gelungen ist, legitimiert durch verschiedene Sicherheitsdiskurse, massiv Ressourcen für Programme wie "Operation Gatekeeper" (in Kalifornien), der "Operation Hold-the-Line" (in Texas) und "Operation Safeguard" (in Arizona) zu mobilisieren, sind die Erfolge des *Rebordering* der lange Zeit relativ offenen Grenze zwischen den USA und Mexiko empirisch kaum festzustellen. Denn trotz deutlich verstärkter Grenzkontrollen, technischer Aufrüstung und einer gewachsenen Zahl von im Grenzraum aufgegriffener und zurückgeschickter Personen steigt die Zahl der spanisch sprechenden Bevölkerung in den USA.

So ist im Zeitraum zwischen 1990 und 2000 die so genannte *Hispanic Population*¹⁹ in den USA um 60% angewachsen, viermal stärker als die Gesamtbevölkerung. Diese aufgrund ihrer Sprache zusammengefasste Gruppe wird seit der Publikation der Bevölkerungsdaten von 1980 in der Öffentlichkeit als die größte und schnellstwachsende Minderheit diskutiert und in einigen Kreisen als Gefahr für die anglo-amerikanische Kultur wahrgenommen. Dabei werden im öffentlichen Diskurs die Differenzen innerhalb dieser äußerst heterogenen Bevölkerung eingeebnet. Die kulturellen, religiösen, ethnischen und sozialen Differenzen der Arbeitsmigranten, ob legal oder *indocumentados*, treten dabei ebenso in den Hintergrund wie die historischen Unterschiede: Das Wissen darüber, dass große Teile des US-amerikanischen Südens zunächst zum spanischen Kolonialreich oder zum unabhängigen Mexiko gehörten, wird verdrängt; ebenso die Geschichte der *Mexican Americans*, der Bevölkerung aus Puerto Rico²⁰ oder

19 Unter dem Begriff *Hispanic or Latino Population* werden im Bevölkerungszensus des US Census Bureau Spanisch sprechende Personen nicht wie die anderen Bevölkerungsteile allein nach *Race*, sondern nach ihrer Sprache erfasst und danach, ob sie entweder in Südamerika geboren sind oder ihre Herkunft in die früheren spanischen Kolonien zurückverfolgen können.

20 Die Insel ist seit 1898 im Besitz der USA, seine Bewohner sind seit 1917 Bürger der USA.

der vor der kubanischen Revolution nach Florida migrierten Kubaner. Alles und alle gehen in der Konstruktion der *hispanics/latinos* auf und werden als Teil des Bedrohungsszenarios einer Mexikanisierung der USA wahrgenommen.

Am prominentesten dürfte dabei der Beitrag von Samuel P. Huntington zur Konstruktion eines abgeschlossenen und sich abschließenden spanisch-katholischen Kulturkreises innerhalb eines anglo-amerikanischen Kulturbereiches sein. Dazu ebnet Huntington nicht nur alle Unterschiede in der religiösen, ethnischen und sprachlichen Vielfalt der derzeitigen Zuwanderer ein, etwa aus den Maya-Gebieten Guatemalas und Mexikos oder der kreolischen Karibik. Er verbindet seine kulturalistische Argumentation mit der rassistischen Rede vom Blut und der territorialen Konstruktion der Grenze: "Blood is thicker than borders" (Huntington 2004a: 40). In der damit einhergehenden geopolitischen Argumentation, die einer "Geographie der Angst" das Wort redet, beschwört er den "historical claim to U.S. territory" (Huntington 2004a: 36) und warnt: "serious potential for conflicts exists when people in one country begin referring to territory in a neighbouring country in proprietary terms and to assert special rights and claims to that territory" (Huntington 2004a: 36). Mit seiner territorialen Vision einer *Reconquista* erinnert er (durchaus bewusst) an eine ganz andere Raumkonstruktion, die der *República del Norte* von Truxillo.²¹

Charles Truxillo, Professor für "Chicano Studies" an der University von New Mexico steht mit seiner Idee einer *República del Norte* als einer souveränen hispanischen Nation für eine grundlegend andere hemisphärische Raumkonstruktion, für eine Alternative zu einem von einer anglo-amerikanischen Kultur bestimmten Nordamerika. Sein neues Staatsgebilde soll sich vom Pazifik bis zum Golf von Mexiko erstrecken und sowohl die Bundesstaaten Kalifornien, Arizona, New Mexico, Texas und Colorado auf der US-amerikanischen Seite als auch die mexikanischen Bundesstaaten Baja California, Sonora, Chihuahua, Coahuila, Nuevo Leon und Tamaulipas umfassen. Regiert werde von einer Hauptstadt Los Angeles aus – ein Szenario, mit dem in etwa 80 Jahren gerechnet werden müsse. Mit Verweis auf die geopolitischen Veränderungen nach dem Fall der Mauer, der Auflösung der Sowjetunion und Jugoslawiens, begründet er einen globalen geo-

21 Vgl. Associated Press (2000).

politischen Trend und sucht für sein Sezessionsprojekt nach juristischen Grundlagen in der US-amerikanischen Verfassung.

Auch wenn man den Realitätsgehalt derartiger territorialer Visionen für gering erachten mag, so teilen sie mit dem hegemonialen Metamodell des neuen *North America*, militärisch vergegenständlicht im Kommandobereich NorthCom, den Versuch, die vielfältigen Verschränkungen innerhalb der westlichen Hemisphäre auszublenden, das Territorium der Amerikas neu zu vermessen und aufzuteilen und sie über neue Grenzsetzungen (jenseits der derzeitigen staatlichen Verfasstheit) anders zu fassen. Gemeinsam ist den Raumkonstruktionen, die in den aktuellen Debatten um Raum und Kultur in den Amerikas derzeit gehandelt werden, dass sie den nördlichen Teil der Hemisphäre von der südlichen abzusetzen suchen. Dabei blenden sie die Existenz des Südens im Norden, das seit langer Zeit bestehende Nebeneinander unterschiedlicher Sprachen, Religionen und anderer kultureller Ausdrucksformen und deren historische und aktuell wachsende Verwobenheiten aus bzw. zwingen sie in stets neue Container.

Demgegenüber fokussiert eine "Perspektive von unten", so wird zumindest in multikulturellen Visionen angenommen, nicht auf räumliche Separierung oder gar Sezession, sondern auf die Herausbildung transnationaler und transkultureller Netzwerke. Transmigrationsprozesse ziehen demnach nicht allein Verbindungslinien zwischen indianischen Dörfern im Süden und ländlichen Regionen oder städtischen Slums weit im Norden, sondern sie verändern die Räume an den Staatsgrenzen, am deutlichsten sichtbar in den wachsenden *twin cities* an der US-mexikanischen Grenze, in denen Unterschiedliches koexistiert bzw. sich verbindet (García Canclini 1989; Garduno 2003). Doch so genannte "zonas de negociación transnacional" (Donnan/Wilson 1994: 8ff.) oder "terrenos disputados" (Kearney 1991: 58) entstehen auch weit darüber hinaus in den Kernregionen des Nordens, in Miami ebenso wie in Chicago oder New York. Sie verändern die politischen Räume und schaffen neue mentale Landkarten weit jenseits nationalstaatlicher Grenzziehungen.

Literaturverzeichnis

- Ackleson, Jason (2005): "Constructing security on the U.S.-Mexico border." In: *Political Geography* 24, S. 165-184.
- Albert, Mathias et al. (Hrsg.) (2001): *Identities, Borders, Orders. Rethinking International Relations Theory*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Andreas, Peter (2002): "The Re-Bordering of America After 11 September." In: *Brown Journal of World Affairs* VIII, 2 (Winter), S. 195-202.
- Associated Press (2000): "Professor Predicts 'Hispanic Homeland'." In: <www.aztlan.net/homelands.htm> (6. September 2005).
- Baur, Christian U./Braig, Marianne (2005): "Mexikos Süden: Grenzüberschreitungen und die Schleusen hemisphärischer Sicherheit." In: Braig, Marianne/Ette, Ottmar/Ingenschay, Dieter/Maihold, Günther (Hrsg.): *Grenzen der Macht – Macht der Grenzen. Lateinamerika im globalen Kontext*. Frankfurt a.M.: Vervuert, S. 181-206.
- Benítez Manaut, Raúl (1998a): "Mexican National Security at the End of the Century: Challenges and Perspectives." In: Benítez Manaut, Raúl/Wager, Stephen J.: *National Security and Armed Forces in Mexico: Challenges and Scenarios at the End of the Century*. [Latin American Program, Working Paper Series, No. 236]. Washington, D.C.: Woodrow Wilson International Center for Scholars, S. 1-31.
- (1998b): "Soberanía, política exterior y seguridad nacional en México: 1821-1990." In: *Revista de Administración Pública* 98 (Agosto), S. 57-78.
- Benítez Manaut, Raúl/Wager, Stephen J. (1998): *National Security and Armed Forces in Mexico: Challenges and Scenarios at the End of the Century*. [Latin American Program, Working Paper Series, No. 236]. Washington, D.C.: Woodrow Wilson International Center for Scholars.
- Bigo, Didier (2001): "The Möbius Ribbon of Internal and External Security(ies)." In: Albert, Mathias et al. (Hrsg.): *Identities, Borders, Orders. Rethinking International Relations Theory*. Minneapolis: University of Minnesota Press, S. 91-116.
- Braig, Marianne (1998): "Mexicos 'Modernisierungsrevolution' – zur Konstruktion und Perzeption eines neoliberalen Vorzeigemodells." In: König, Hans-Joachim/Rinke, Stefan (Hrsg.): *Transatlantische Perzeptionen: Lateinamerika – USA – Europa in Geschichte und Gegenwart*. Stuttgart: Verlag Hans-Dieter Heinz, S. 311-342.
- Callcott, Wilfried Hardy (1968): *The Western Hemisphere. Its Influence on United States Policies to the End of World War II*. Austin/London: University of Texas Press.
- Costa, Sérgio (2005): *Vom Nordatlantik zum Black Atlantic: Sozialtheorie, Antirasismus, Kosmopolitismus*. Habilitationsschrift am Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin.
- Donnan, Hasting/Wilson, Thomas M. (Hrsg.) (1994): *Border Approaches. Anthropological Perspectives on Frontiers*. London: University Press of America.
- Doty, Roxanne Lynn (1996): *Imperial Encounters. The Politics of Representation in North-South Relations*. Minneapolis: University of Minnesota Press.

- Feest, Christian (Hrsg.) (2000): *Kulturen der nordamerikanischen Indianer*. Köln: Könnemann.
- Flynt, Bill (2000): "Threat Kingdom." In: *Military Review* 80 (July-August), S. 12-21.
- García Canclini, Néstor (1989): *Culturas híbridas. Estrategias para entrar y salir de la modernidad*. México, D.F.: Conaculta y Editorial Grijalbo.
- Garduno, Everardo (2003): "Antropología de la frontera, la migración y los procesos transnacionales." In: *Frontera Norte* XV, 30 (Julio-Diciembre), S. 65-89.
- Grayson, George W. (2002): "Mexico's Forgotten Southern Border. Does Mexico practice at home what it preaches abroad?" In: *Center of Immigration Studies, Backgrounders* (July), <<http://www.cis.org/articles/2002/back702.html>> (20. Januar 2004).
- (2003): "Mexico Alert. Mexico's Southern Flank: A Crime-ridden 'Third U.S. Border'." In: *Center for Strategic and International Studies, Hemisphere Focus* XI, 32 (December 22), S. 1-4.
- Huntington, Samuel P. (1993): "New Contingencies, Old Roles." In: *Joint Force Quarterly* (Autumn), S. 38-43.
- (2004a): "The Hispanic Challenge." In: *Foreign Policy* (März-April), S. 30-45.
- (2004b): *Who Are We? The Challenges to America's National Identity*. New York: Simon & Schuster.
- Ibold, Frank (1998): "Die Erfindung Lateinamerikas: die Idee der latinité im Frankreich des 19. Jahrhunderts und ihre Auswirkungen auf die Eigenwahrnehmung des südlichen Amerika." In: König, Hans-Joachim/Rinke, Stefan (Hrsg.): *Transatlantische Perzeptionen: Lateinamerika – USA – Europa in Geschichte und Gegenwart*. Stuttgart: Verlag Hans-Dieter Heinz, S. 77-98.
- Kearney, Michael (1991): "Borders and Boundaries of State and Self at the End of Empire." In: *Journal of Historical Sociology* IV, 1, S. 52-74.
- König, Hans-Joachim/Rinke, Stefan (Hrsg.) (1998): *Transatlantische Perzeptionen: Lateinamerika – USA – Europa in Geschichte und Gegenwart*. [Historamericana, Bd. 6]. Stuttgart: Verlag Hans-Dieter Heinz.
- Krakau, Knud (1968): *Die kubanische Revolution und die Monroe-Doktrin. Eine Herausforderung der Außenpolitik der Vereinigten Staaten*. Frankfurt/Main: Alfred Metzler.
- (1992): "Die politischen Beziehungen zwischen Nord- und Südamerika: Von der Monroe-Doktrin zum Interamerikanischen System." In: (ders.) (Hrsg.): *Lateinamerika und Nordamerika. Gesellschaft, Politik und Wirtschaft im historischen Vergleich*. Frankfurt/Main: Campus, S. 182-198.
- Maihold, Günther (2001): "Der Plan Puebla-Panama – Mexiko entdeckt seine Südgrenze und die Beziehungen zu Zentralamerika neu." In: *Brennpunkt Lateinamerika* 22, S. 237-243.
- Medellín, Jorge Alejandro et al. (2002): "Niega Defensa que Comando Norte implique compromisos." In: *El Universal* (19 de abril), S. 6.
- Mendel, William W. (2000): "Under New Ownership. It's Panama's Canal." In: *Military Review* LXXX (July-August), S. 22-31.

- (2001): "Colombia's Threats to Regional Security." In: *Military Review* LXXXI, 3 (May-June), S. 2-15.
- Merk, Frederick ([1963] 1995): *Manifest Destiny and Mission in American History. A Reinterpretation* (mit Lois Bannister Merk und neuem Vorwort von John Mack Faragher). Cambridge: Harvard University Press.
- Merrill, Dennis/Paterson, Thomas G. (Hrsg.) (1995): *Major Problems in American Foreign Relations. Volume I: To 1920*. Lexington: D. C. Heath.
- Moloeznik Gruer, Marcos Pablo (1998): "Streitkräfte und Innere Sicherheit in Mexiko." In: *Arbeitshefte des Lateinamerika-Zentrums* 49, S. 1-29.
- Norton, Anne (2004): *Leo Strauss and the Politics of American Empire*. New Haven, London: Yale University Press.
- Raab, Josef (1998): "Pan-amerikanisches Ideal und US-amerikanische Vormacht: José Martí's Sicht des 'vecino formidable'." In: König, Hans-Joachim/Rinke, Stefan (Hrsg.): *Transatlantische Perzeptionen: Lateinamerika – USA – Europa in Geschichte und Gegenwart*. Stuttgart: Verlag Hans-Dieter Heinz, S. 139-160.
- Ratz, Konrad (1998): *Maximilian und Juárez. Band I: Das Zweite Mexikanische Kaiserreich und die Republik*. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt.
- Sandoval Palacios, Juan Manuel (2003): "Migración y seguridad nacional en las fronteras sur y norte de México." Arbeitspapier für den *1er Encuentro internacional sobre desarrollo en el sur de México y Centroamérica*, 4.-6. Juni 2003, Universidad Autónoma de Chiapas, San Cristóbal de Las Casas, Chiapas.
- Sicker, Martin (2002): *The Geopolitics of Security in the Americas. Hemispheric Denial from Monroe to Clinton*. Westport et al.: Praeger.
- Turbiville Jr., Graham H. (2000): "Mexico's Multimission Force for Internal Security." In: *Military Review* LXXX (July-August), S. 41-49.
- Wager, Stephen J. (1998): "Perspectives on the Mexican Military at the Turn of the Century." In: Benítez Manaut, Raúl/Wager, Stephen J.: *National Security and Armed Forces in Mexico: Challenges and Scenarios at the End of the Century*. (Latin American Program, Working Paper Series, No. 236). Washington, D.C.: Woodrow Wilson International Center for Scholars, S. 32-39.
- Whitaker, Arthur P. (1954): *The Western Hemisphere Idea: Its Rise and Decline*. Ithaca: Cornell University Press.

Dieter Ingenschay

Hemisphärische Blicke auf literarische AIDS-Diskurse (vor allem im Süden der Amerikas)

1. Vorbemerkungen

Ottmar Ettes Vorschlag, die Konstruktion der Amerikas “hemisphärisch” zu betrachten, wird im Lauf dieser Ringvorlesung vielfältig aufgegriffen werden. Eine umfassende Definition des Begriffs und eine Würdigung seiner Implikationen und Konsequenzen wird sinnvoller Weise vom *auctor* des Konzepts selbst zu geben sein. Wenn ich hier “hemisphärische Blicke” verspreche, muss ich aber doch eine kurze Bemerkung über das zu Grunde liegende Verständnis voranschicken. So, wie aus einer Äußerung dann erst ein Diskurs wird, wenn das epistemische Koordinatensystem seiner Entstehungsbedingungen mit berücksichtigt ist, löst der hemisphärische Blick das betrachtete Einzelphänomen aus der Isoliertheit seiner “lokalen” Konditionierungen – etwa in Lateinamerika – und bettet dieses Phänomen ein in dynamische Bezüge, welche stets der “schlummernden”, diskursiv nur partiell entwickelten globalen Kontexte Rechnung tragen. Dadurch werden Parallelen und Differenzen von kulturellen Prozessen als notwendig komplementäre Aspekte fassbar.

Der (literarische) AIDS-Diskurs erfordert solche Komplementarität aufgrund jener evidenten Spaltung zwischen armen und reichen Ländern. Wenn es hier in näherer Optik gerade um die lateinamerikanische AIDS-Literatur geht – also um die einer “armen” Region –, muss unter hemisphärischer Perspektive die binäre Opposition von armen und reichen Ländern erweitert werden zu einem Dreieck mit den Schenkeln Europa – USA – Lateinamerika. Dabei ist von vornherein zu unterstreichen, dass es selbstverständlich **den** spanischen, kubanischen, deutschen oder US-amerikanischen AIDS-Diskurs nicht gibt, dass vielmehr die diversen Ausprägungen in gegebenen Kultur-

räumen sich implizit oder explizit auf eigene und fremde Diskursformen beziehen; dies wird in der Folge deutlich werden.

Zwei theoretische Horizonte sind im Folgenden präsent: *gay theory* und postkoloniale Kulturtheorie. Die erstere erweist sich auch dann als zentrale Untersuchungsmethode für AIDS-Diskurse, wenn diese endemische Krankheit nicht ausschließlich und in vielen Ländern nicht einmal primär ein Problem männlicher Homosexueller ist. Bekanntlich situiert Michel Foucault in seiner *Histoire de la sexualité* den Beginn der Konstruktion des Homosexuellen als Spezies und damit auch als Objekt systematischer Phobien im Sexualitätsdispositiv der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, als im Diskurs der Medizin und der Jurisprudenz der gleichgeschlechtlichen Sexualität ein eigener Status eingeräumt wurde (Foucault 1976). Diese Stilisierung kulminiert im Zeichen von AIDS:

AIDS [...] as a historical phenomenon in the so-called Western democracies [...] has taken shape [...] as that which writes or articulates another subject altogether: a subject whose content is suggested but not exhausted by reference to "male homosexuality" (Edelman 1993: 10).

Lee Edelmanns Erklärung dafür, warum AIDS in den westlichen Ländern anders als in Afrika automatisch mit männlicher Homosexualität verbunden wurde, resultiert nicht aus einer theoretischen Spekulation, sondern aus der Analyse der einschlägigen Berichterstattung in den Medien. Wenn in den USA der Senator Jesse Helms als Repräsentant einer erzkonservativen homophoben gesellschaftlichen Gruppe 1987 vor dem Senat erklärt: "Every AIDS case can be traced back to a homosexual act", so ist das zwar – nach Douglas Crimp – "entirely wrong about the facts," jedoch "entirely right about the representation" (Crimp 2002: 239). Dass im Fall von Alteritätszuschreibungen gerade dem Repräsentationssystem eine kardinale Funktion zukommt, betont auch Bhabha: "lo que debe ser cuestionado, [...] es el *modo de representación de la otredad*" (Bhabha 2002: 93).

Der Rekurs auf Bhabha als einen führenden Theoretiker des Postkolonialismus möge dazu dienen, auf den postkolonialen Kontext des lateinamerikanischen AIDS-Romans zu verweisen. Das koloniale Unternehmen der *conquista*, so stellt es sich unter dieser Perspektive dar, schreibt die *reconquista* weiter fest, also die Vertreibung sowohl der arabischen als auch der jüdischen Bevölkerung von der iberischen

Halbinsel mit dem dreifach kardinalen Datum 1492.¹ So führt die Missionierung Amerikas das Christianisierungsprojekt als Projekt der Auslöschung Anderer, nämlich Andersgläubiger, fort. Auch die konkreten Modelle von diskursiven Diskriminierungen behaupten sich und gehen mit auf den Weg der Kolonisation. Die Diskriminierung, die hier ins Spiel kommt, ist diejenige der Homosexualität, die bezeichnenderweise zu rassistischen Vorurteilen hinzutritt. Der nach jahrhundertelangem und für heutige Maßstäbe ausgesprochen friedlichem Zusammenleben zu vertreibende Araber und der plötzlich durch fehlende *limpieza de sangre* ausgegrenzte Jude werden dadurch zu Verfolgten, dass sie zu prototypisch Anderen stilisiert werden. Mit solcher "rassistischen" geht eine "sexuelle" Diskriminierung einher, wenn der Araber – und entsprechend später der *indígena* – gleichzeitig dem Raum der verbotenen, *contra naturam* gerichteten Sexualität, der Sodomie zugeordnet wird. In diesem Sinne interpretiert noch im frühen 20. Jahrhundert der als liberal geltende spanische Sexualwissenschaftler Gregorio Marañón die Homosexualität des spanischen Königs Enrique IV als Zeichen der Dekadenz im damals multikulturellen spanischen Al Andalus:

[...] está, sin duda, relacionada con su inclinación homosexual su famosa afición a los moros, de los que, como es sabido, tenía a su lado siempre una abundante guardia, con escándalo de su reino y aun de la cristiandad. Es sabido que, en esta fase de la decadencia de los árabes españoles, la homosexualidad alcanzó tanta difusión que llegó a convertirse en una relación casi habitual y compatible con las normales entre sexos distintos (zit. bei Cardin 1984: 54, Fn. 49).

Die Dialektik eines solchen Kolonialdiskurses wird von Hardt/Negri beschrieben, indem sie die Wechselwirkung von Eigenem und Anderem verdeutlichen, wenn erst einmal das koloniale Subjekt zum absolut Anderen stilisiert ist:

Once the colonial subject is constructed as absolutely Other, it can in turn be subsumed [...] within a higher unity. The absolute Other is reflected

1 Es sei daran erinnert, dass schon Kolumbus in seinem Tagebuch die Vertreibung der Juden und den Abschluss der *reconquista* in Bezug setzt. "Sodomitische Praktiken" der *indígenas* beobachtet er allerdings noch nicht; entsprechende Schilderungen finden sich erst in der *Primera Relación Cortés'* und in den *Comentarios Reales* des Garcilaso de la Vega; für Einzelheiten, auch bezüglich der systematischen Ausrottung von "Sodomiten" s. Kap. 6 ("They are all Sodomites – The New World") bei Goldberg (1992).

back into the most proper. Only through opposition to the colonized does the metropolitan subject really become itself. What first appeared as a simple logic of exclusion, then, turns out to be a negative dialectic of recognition. The colonizer does produce the colonized as negation, but, through a dialectic twist, that negative colonized identity is negated in turn to found the positive colonizer Self (Hardt/Negro 2000: 128).

In der Kombination von lateinamerikanischen Postkolonialitätsstudien und *gay theory* bedeutet dies, dass der *Latino* einerseits als der prototypisch Andere gilt, dessen Sodomie-Verdacht ihn seit Zeiten der *conquistadores* suspekt macht. Gleichzeitig aber wird er (oft, wenn auch heimlich) potentiell zu einer Ikone des Begehrens. Trotz dieser "Attraktivität" jedoch weist das koloniale Funktionssystem ihm nur die "subalterne" Rolle zu. Das Recht auf gleichgeschlechtliches Begehren wird aber nicht nur in südamerikanischen Kontexten über das Recht zur *locura* definiert, sondern zum Beispiel auch in der unmittelbar postdiktatorialen Ära der spanischen *transición*.² Damit einher gehend wird die passive anale Homosexualität betont, eben genau jene Form, die etwa in den USA als besonders "anrühig" gilt.³ Gerade in Spanien hat sich dies in jüngster Zeit geändert, wie Guasch dargelegt hat. Und da die (nicht allein, aber auch) durch AIDS ausgelösten Wandlungsprozesse homosexueller Lebenspraxis in Spanien wie in Lateinamerika stets die USA als impliziten Bezugspunkt haben, sei auf deren Rolle nun im zweiten Teil eingegangen.

2. Die USA – Hoffnung, Verderb und Mythos

Heterogen sind nicht nur die AIDS-Diskurse in gegebenen Kulturen, auch das "Bild", das sich einzelne Kulturräume von anderen machen, kann so widersprüchlich sein wie das der USA im AIDS-Diskurs Europas oder Lateinamerikas. Schauen wir auf einige spanische Paradigmen: In Alvaro Pombos Roman *Los delitos insignificantes* erblickt der selbstbewusste Protagonist auf der Madrider Gran Vía einen jungen, weißen, gut gebauten Nordamerikaner, und der spanische Protagonist muss sofort an AIDS denken, daran, dass "diese Jungs uns das eingebrockt haben ..." (Pombo 1986). Damit wird im Zuge der AIDS-Endemie zum ersten Mal ein Angehöriger einer der *peer-groups* der

2 Vgl. Guasch (1991). Zum "derecho a la locura" in spanischer und lateinamerikanischer Literatur siehe Ingenschay (1999/2000).

3 Vgl. Bersani (1988).

Welt, der metropolitane, junge, männliche und fortschrittliche Nord-amerikaner in die Funktion des Sündenbocks (im Sinne René Girards) gesetzt. Klarer noch artikuliert der deutsche Schriftsteller Mario Wirz in seinem Roman *Es ist spät, ich kann nicht atmen* in einer etwas hilflosen Weise das anti-amerikanische Vorurteil:

Nach Mittelalter und Inquisition und Hexenjagd. Ein wahnsinniger Cowboypräsident und ein perverser Papst haben sich dieses Katastrophen-Szenarium ausgedacht. Ein katholisches Schauermärchen. Eine amerikanische Gruselgeschichte, vom Mickey-Mouse-Puritanismus inspiriert. [...] Ein Land, das die Atombombe erfunden hat, kann auch Aids erfinden. [...] Die Krankheit ist eine Schlagzeile. Die Krankheit heißt Amerika. Amerika ist weit weg. Amerika ist anderswo (Wirz 1992: 104f.).

Anders indes die Amerika-Erfahrung in dem AIDS-Roman *O Yacoi* des aus Badajoz stammenden Autors Agustín Muñoz Sanz. Hier erfährt der Protagonist, ein an AIDS erkrankter Jugendbuchautor, im kalifornischen San Francisco die überwältigende Solidarität einer aktiven Gemeinschaft, die selbstbewusst und effektiv gegen die Endemie kämpft (später im Roman gelingt es ihm, durch Beziehungen erstmals an einem Probeversuch mit der AZT-Medikation teilzunehmen; auf dieses Thema wird am Schluss weiter eingegangen).

Pero en el Aeropuerto de San Francisco algo muy diferente a los aviones llamó de forma poderosa mi atención: eran unos enormes murales de tela, muy vistosos, que adornaban y cubrían prácticamente todas las paredes del recinto. [...] Se trataba de telas rectangulares, unidas unas a otras, de modo que conformaban un gran mural, como una pantalla gigante de cine. Cada uno de los componentes individuales llevaba escrito un nombre [...].

Pregunté a otros curiosos mirones y me documentaron bien sobre el asunto. Cada mural representaba a una víctima de la nueva enfermedad, la cual, sólo en San Francisco había matado a miles de enfermos de la comunidad "gay". [...] De este modo tan sencillo, y a la vez tremendo, el colectivo homosexual de San Francisco rendía tributo solidario a los miembros de la comunidad arrasados por el virus y, lo más importante, denunciaban al resto de la sociedad y a las autoridades sobre la magnitud de la epidemia; y reclamaban apoyo científico, económico y político.

Un escalofrío, como un rayo de hielo, recorrió mi espalda empapada de sudor. Me parecía que todos los murales lucían mi nombre [...] (Muñoz Sanz 1994: 72f.).

Mit seiner Erzählung von dem damals tatsächlich für die Formierung einer Aktivistengruppe entscheidenden *memorial patchwork-quilt* spielt Muñoz Sanz auf die Tatsache an, dass sich in jenem (Nord-)

Amerika eine bedrohte Schicht von relativ intellektuellen und wohlhabenden Betroffenen Gehör verschafft, deren Engagement zunehmend politischen Einfluss gewinnt. Bis weit in die neunziger Jahre hinein fordern AIDS-Gruppen wie "Act Up" eine konsequente Unterstützung der medizinischen Forschung in den USA. Nicht zuletzt auf Grund dieser Sichtbarkeit wird innerhalb des *gay criticism* folglich AIDS als nordamerikanisches Phänomen diskutiert. Dennis Altman, einer der Haupttheoretiker der *gay theory*, räumt zwar ein: "Viruses know neither nationality nor sexuality", spricht aber dennoch vom "American Myth" (Altman 1986). Wie bei ihm bleibt bei dem Gros der AIDS-Theoretiker der achtziger und neunziger Jahre die Reflexion ausschließlich auf die so genannte "Erste Welt" beschränkt, die ihrerseits von verschiedenen Seiten her ihre Bezogenheit auf den US-amerikanischen Diskurs unterstreicht. "La cultura en torno al Sida, para lo bueno y para lo malo, nace en Estados Unidos", bekräftigt der spanische Kritiker Alberto Mira (Mira 1993: 230), und selbst der durchaus US-kritische Brite Alan Sinfield räumt ein: "A good deal of European gay identity derives from the United States" (Sinfield 1998: 91).

In der Perspektive der hemisphärischen Konstruktion stellt sich die Frage neu, ob und wie weit das Postulat einer homosexuellen "Identität" selbst ein "westliches" eurozentrisches Phänomen ist, das den ehemaligen Kolonien überstülpt ist. So wird einerseits jene von den *gender*, *gay* und *queer studies* vielfach in Frage gestellten Taxonomie von zwei gegensätzlichen Geschlechtsidentitäten – homo- und heterosexuell – grundsätzlich als ein eurozentrisches, nicht-"westlichen" Gesellschaften ohnehin inkommensurables Modell aufgefasst,⁴ oder aber die zunehmende "Amerikanisierung", die Altman schon in den achtziger Jahren feststellte (Altman 1986), wird unter postkolonialer Perspektive differenzierter, als Effekt einer auch im Feld der *gender performances* globalisierten Welt,⁵ gesehen. Solche Globalisierung erfordert den hemisphärischen Blick.

In den USA selbst hat in jüngster Zeit die Idee vom Ende der Epidemie zu einer sehr scharfen, pointierten und äußerst kontroversen

4 Etwa Schmitt/Sofers (1992).

5 Vgl. mehrere Beiträge zum asiatischen und nordafrikanischen Raum in Hawley (2001); insbesondere – mit deutlichen Blicken auf Lateinamerika – Altman (2001).

Diskussion geführt (dazu später mehr). Dieser Bruch stellt die Frage nach der postkolonialen Relevanz von AIDS vollkommen neu. Eine Zeit lang brachte AIDS die Illusion mit sich, es entstehe eine internationale Subkultur “able to undermine the straightgeist concept of art” (Sinfield 1998). Selbst im Berliner *Tagesspiegel* tauchte dieses Problem auf, wenn dort der Kulturredakteur Tilman Krause feststellte:

Aids hat eine Kulturrevolution ausgelöst, deren Ausmaße wir noch gar nicht abschätzen können. Seit der Umwälzung von Lebensformen in den sechziger Jahren haben wir vermutlich nicht in gleichem Maße Einschneidendes erlebt. Wie reagieren nun Künstler und Intellektuelle [...] darauf?

Wie sie darauf reagieren, sei an einigen lateinamerikanischen Paradigmen dargelegt.

3. Literarische Response in Lateinamerika

3.1 *Der Kolibri am Totenschiff – die problematische Diskursivierung von AIDS in Severo Sarduy's Colibrí*

Colibrí, der 1983 im französischen Exil entstandene Roman des Kubaners Severo Sarduy, spielt in einem Dschungelbordell mit mann-männlich begehrender Klientel. Trotz seines Namens ist Colibrí ein großer, athletischer blonder Tänzer, der mit La Japonesa, einem fetten japanischen Ringer, in den Shows des Etablissements auftritt. Colibrí und La Japonesa verlieben sich ineinander und fliehen in den Urwald, verfolgt von den Schergen des sich zur “Regenta” travestierenden abgehalfterten Bordellbesitzers.

Auf seinem Fluchtweg gelangt Colibrí zu seinem Elternhaus, wo er seine Erlebnisse niederschreibt. Von seinem Vater wird dies in dem stets auch metaliterarisch operierenden Text mit folgenden Sätzen kommentiert:

Voy a hablarte sonante y cantante. Ya tú eres un hombre y de los Sarduy, hasta ahora, no ha habido ningún pájaro. Y yo no quiero que nadie me señale en la calle. Así es que ahora mismo vas a quemar también esas cuatro mierdas. ¿Quién ha visto a un hombre jugando con fruticas de brilladera? (Sarduy 1984: 129).

In einer anderen metaliterarischen Anmerkung wird auf die politische Realität Kubas angespielt, indem – in neobarocker Verstellung – die “Parametrierungsmaßnahmen” zur Sprache kommen:

Argot laboral neo-cubano. Los que, aún aptos para ocupar los cargos más encumbrados, caen en el “diversionismo ideológico”, o en su variante más perversa, el uranismo, se ven *parametrados* de la noche a la mañana, a la limpieza de letrinas y cloacas, o a la suplencia de zacatecas integrados, cuando azota, obra del anófeles apapipio, el dengue viral (Sarduy 1984: 20).

Dies spielt auf jene Praxis der kubanischen Revolutionsregierung mit ihrem machistischen Kult vom *hombre nuevo* an, “Uranier”⁶ – also Homosexuelle – als *gusanos* zu diffamieren und sie “zur Besserung” gefährlicher Zwangsarbeit auszusetzen.

Der ironiegetränkte, metaphernhypertrophe Text mit seinem Dschungel-Ambiente, mit Teppichen phosphoreszierender Insekten, kreischenden Affen und einer Nonne, die sich bei einer Levitation den Kopf an der Decke stößt, karnevalisiert jenen Exotismus, den eine westliche Rezeption dem so genannten magischen Realismus anzuhängen pflegt(e). Das ist eine entscheidend innovative Strategie, für unseren Kontext aber sind drei andere Aspekte zentral: einmal die Thematisierung der homosexuellen Befindlichkeit (“Identität”), dann die politische Realität Kubas und letztlich AIDS.⁷

Nach vielen Stationen kehrt Colibrí zurück, um selbst Chef des Bordells zu werden. Dabei stößt er auf ein Boot, voll mit bleichen, abgemagerten Männern mit geschwollenen Lymphknoten und weißen Hautflecken. Die Szenerie gemahnt an Pieter Brueghels im Prado in Madrid befindliches Gemälde vom Totenschiff, eine Allegorie des Pesttodes. Dass es hier aber weder um die Pest noch um irgendeine abstrakte Krankheit geht, verdeutlicht der Text in einem doppelten Akrostichon, welches erklärt, von welcher Art diese Geißel ist:

- Aquí sí que se acaba todo – susurró al Japonés.
- Inútil sería continuar – respondió el Sanote.
- Debemos de abandonar a estos escrofulosos.
- Sí. Y en seguida.

Esa misma noche, envuelto en un plástico transparente y encordelado, los adeptos de la Mona dejaron deslizar hasta el río el primer cadáver. Más que un cuerpo, era un saco hinchado de pus y de morbo: la boca áspera y

6 Sarduy greift hier einen in hispanischen Kontexten wenig gebräuchlichen Terminus auf. Der Begriff wurde – mit Bezug auf den Gott Uranus bei Platon – von dem deutschen Wissenschaftler Karl Heinrich Ulrichs um 1860 geprägt und später von dem berühmten Sexualforscher Magnus Hirschfeld übernommen (vgl. Derks 1988).

7 Zu anderen Aspekten, insb. zur Ästhetik des Exzesses, siehe Ingenschay (2000).

carcomida, abandonada a las ratas; la nariz supurante; un sarcoma rosáceo le ampollaba la frente.

Se tiraron al agua Colibrí y el Chinote.

Intentaron nadar hasta la orilla.

Derecho, siempre derecho, braceando con fuerza.

A ver si llegan ... (Sarduy 1984: 168).⁸

Damit ist *Colibrí* – 1983 verfasst und im März 1984 publiziert – der erste AIDS-Roman Lateinamerikas. Bezeichnenderweise wird diese Thematik aber nur im Akrostichon angerissen, damit in einer Form, die eine entscheidende Zusatzinformation außerhalb der Ebene des eigentlich Versprachlichten liefert. Noch hat Sarduy, noch hat der lateinamerikanische Roman keine determinierte Position zu dieser neu aufgetretenen Krankheit, die hier in die schwülstig-schwule Ästhetik eines lateinamerikanischen Diskurses des Transvestismus integriert ist. Solcher Diskurs liefert eine sehr eigene Antwort auf die in Lateinamerika gängige Diskriminierung insbesondere des effeminierten Schwulen, eine Diskriminierung, deren Wurzeln – wie erwähnt – im frühen Kolonialismus gründen, der sich schwer tat, *indígenas* als be-seelte Menschen zu werten, weil sie “sodomitischen Praktiken” frönten.

3.2 Die neobarocke Aids-Station: Pájaros de la playa

Zehn Jahre nach *Colibrí* kehrt Sarduy, inzwischen selbst an AIDS erkrankt, mit *Pájaros de la playa* (posthum veröffentlicht) zu dieser Thematik zurück. Wieder ist die *histoire* von der wuchernd metaphorisierenden neobarocken Diskursoberfläche so verstellt, dass eine Rekonstruktion der Handlung schwierig ist. Auf eine namenlose Insel haben sich nudistische Athleten zurückgezogen, die durch die Metapher der *pájaros* als Homosexuelle ausgewiesen sind. Sie leben im Umfeld eines herrschaftlichen Kolonialhauses einen “sueño abortado de un demiurgo menor” (Sarduy 1993: 25), ein Leben, das von ständigen Medikamentierungen und Transfusionen gekennzeichnet und vom

8 Dem deutschen Übersetzer ist leider das entscheidende Akrostichon entgangen. Er übersetzt die Passage so:

“‘Jetzt ist wirklich alles aus’, flüsterte der Japaner.

‘Zwecklos, weiterzufahren’, antwortete Kolibri.

‘Wir müssen weg von diesem skrofulösen Gesindel.’

‘Ja, und zwar sofort.’”

... und so weiter (Sarduy 1991: 183).

allgegenwärtigen Tod bedroht ist: "Ante la indiferencia de Dios caen fulminados hombres y pájaros. Las víctimas se escogen al azar, como en una galaxia el astro que va a consumirse" (Sarduy 1993: 25).

Eine der Figuren (mit dem sprechenden Namen Siempreviva) verliebt sich sowohl in den Arzt Caballo als auch in Caimán, den Vertreter von Naturheilverfahren und Träger einer *nueva utopía*. Dieser Caimán verschafft ihr Verjüngung und entfernt die massenhaften Produkte der Schulmedizin, die sich unter all den Tiegeln des Schminktisches befinden (Sarduy 1993: 33). Stand in *Colibrí* der *amour fou* des ungleichen gleichgeschlechtlichen Paares im Zentrum, so verlagert sich die für Sarduy typische Zentriertheit auf den Körper hier auf Krankheit, Siechtum, Tod und die Hoffnung auf Überlebensformen. Dabei spielt der Text die Ambivalenz zwischen einer im wahrsten Sinne tod-traurigen Ebene und einem spielerischen Umgang mit transvestitischen Elementen aus, wenn etwa "la de la transfusión" sich in Erinnerung an frühere Zeiten in einen Matrosenanzug kleidet oder wenn die Ärzte und Krankenpfleger zu Vampiren werden.

Um Sarduy in eine hemisphärische Perspektive zu stellen, sei kurz auf die künstlerische Bearbeitung von AIDS in den USA zu dieser Zeit verwiesen, wo nämlich erste aufklärerische, doch triviale Aneignungsformen auftreten (mit Toni Kushners Melodram *Angels in America* und mit den *Mainstream*-Filmen "Philadelphia" oder "Longtime Companion").⁹ Deren sympathische weiße, erfolgreiche Protagonisten wären, haftete ihnen nicht der Makel ihrer Homosexualität an, jeder Mutter von Töchtern traumhafte Schwiegersöhne. In Frankreich publizieren Cyril Collard mit *Les nuits fauves* und besonders Hervé Guibert (mit *A l'ami qui ne m'a pas sauvé la vie* und dessen Fortsetzungen) literarische "Ego-Dokumente", die sich durch eine höchst innovative korporale Selbstreflektion auszeichnen.¹⁰ Sarduys neobarocker Roman belegt einen anderen, ganz neuartigen Umgang mit der Krankheit, welche hier Metapher des Weltendes wird: "la rubia prerrafaelita ... se había encerrado a pan y agua en su celda para redactar un diario sobre la extinción del cosmos y su metáfora: la enfermedad" (Sarduy 1993: 120). Bezeichnend ist, dass AIDS, wie in Javier Marías Aids-Roman *Todas las almas* und wie bei Muñoz Sanz nie beim Na-

9 Vgl. Harty (1992).

10 Vgl. Wetsel (1992).

men genannt wird,¹¹ gleichsam als Variation des Diktums von Oscar Wilde über die homosexuelle Liebe als “love that dares not speak its name”. Wildes Sentenz wird hier radikalisiert: Sarduy belegt, wie viele Autoren mit ihm, das Verstummen vor einer damals unumgänglich tödlichen Krankheit, die, wie Susan Sontag in *Aids and its Metaphors* gezeigt hat, jedwede Metaphorik ins Obsolete setzt.¹²

Pájaros de la playa ringt zwar um eine neobarocke (und damit autochthon lateinamerikanische) *escritura* und streicht Kuba als Handlungsort heraus. Am Ende aber erreicht Siempreviva, noch auf der Suche nach Caimán (dem *nombre de guerra* Kubas) und Caballo (einer Verballhornung von Castro), einen Ort, der sich gleichsam magisch mit den Insignien des unkubanischen Imperialismus schmückt; hinter einer Tankstelle mit dem Muschelsymbol taucht ein Gebäude auf:

Era un snack.

Un self.

Un fast-food

[...]

Los raros clientes [...] ingurgitaban con gula, en pozuelos de plástico, una jalea verdosa y transparente que les servía de aperitivo, entrante, plato principal y postre (Sarduy 1993: 208f.).

Dieses Pastiche der globalisierten *Fast-Food*-Kultur verweist zum einen darauf, dass auch von den USA den *pájaros* ebenso wenig Rettung zukommen wird wie von jenem erwähnten *demiurgo menor*, hinter dem man sicher den *máximo líder* vermuten kann. Der Bezug auf eine von Shell und McDonald's beherrschte Welt ist Signal für deren unumgängliches Eindringen in jedweden Weltkontext.

3.3 Arenas, Antes que anochezca (und Goytisolo, Las virtudes del pájaro solitario) – AIDS und das Virus des Kommunismus

In Reinaldo Arenas' als Autobiographie ausgewiesenem *Antes que anochezca* (1992) ist nicht eine neobarocke, wohl aber eine hyperbolische Textur bestimmendes Element. Wiederum handelt es sich um ein posthum veröffentlichtes Werk, das zu großen Teilen im nordamerikanischen Exil von dem schwer erkrankten Autor kurz vor seinem

11 Zu diesem Roman siehe Ingenschay (1995).

12 Vgl. Sontag (1989).

Suizid im Jahre 1990 diktiert wurde.¹³ Wichtig an dem Text mit seinen wütenden Schlägen gegen die Homophobie des revolutionären Kuba ist die Anklage gegen Fidel Castro; ihm (und nicht seinem exzessiven Sexualleben) spricht der Autor die Schuld an seiner AIDS-Erkrankung zu.¹⁴

Die promiske Sexualität, die Arenas in astronomischen Ziffern von Tausenden von Sexualpartnern schildert, ist für ihn Element einer homosexuellen Selbstdefinition ("Identität"), die das Hyperbolische zum im kubanischen Alltag angeblich Normalen nivelliert.¹⁵ Dass damit "der Latino" sich selbst als ein ethnisch Anderer darstellt, ist ein geschickter Respons auf seine Stilisierung zum Monstrum der Alterität durch die Geschichte des Kolonialismus seit der *conquista*. In konsequenter Folge ist Arenas' Ich der Passive, der Penetrierte. Hardt/Negri sehen eine solche Verbindung von ethnischer Alterität und vermeintlich exzessiver Sexualität, wenn sie feststellen: "Racial difference is a sort of black hole that can swallow up all the capacities for evil, barbarism, unrestrained sexuality, and so forth" (Hardt/Negri 2000: 124). Das grenzenlose Ausleben einer *unrestrained sexuality* gerade nutzt Arenas aus zu seiner Selbststilisierung als "Anderer".

Robert Richmond Ellis hat als erster auf eine Parallele hingewiesen, die zwischen Arenas' Werk und dem Roman *Las virtudes del pájaro solitario* des Spaniers Juan Goytisolo besteht (Ellis 1997; Goy-

13 Für Details siehe Ette (1996) und Bejel (2000).

14 Den Roman beendet folgender Abschiedsbrief:

"Queridos amigos: debido al estado precario de mi salud y a la terrible depresión sentimental que siento al no poder seguir escribiendo y luchando por la libertad de Cuba, pongo fin a mi vida. En los últimos años, aunque me sentía muy enfermo, he podido terminar mi obra literaria, en la cual he trabajado por casi treinta años. Les dejo pues como legado todos mis terrores, pero también la esperanza de que pronto Cuba será libre. Me siento satisfecho con haber podido contribuir aunque modestamente al triunfo de esa libertad. Pongo fin a mi vida voluntariamente porque no puedo seguir trabajando. Ninguna de las personas que me rodean están comprometidas en esta decisión. Sólo hay un responsable: Fidel Castro. Los sufrimientos del exilio, las penas del destierro seguramente no las hubiera sufrido de haber vivido libre en mi país.

Al pueblo cubano tanto en el exilio como en la isla los exhorto a que sigan luchando por la libertad. Mi mensaje no es un mensaje de derrota, sino de lucha y esperanza.

Cuba será libre. Yo ya lo soy.

Firmado, Reinaldo Arenas" (Arenas 1992: 343).

15 Vgl. dazu Nagy-Zekmi (2000).

tisolo 1988). Goytisolo, der kurz nach der Revolution in den frühen sechziger Jahren als begeisterter Anhänger Castros Kuba bereist hatte, klagt in seinem vielschichtigen, den Barockdiskurs des San Juan de la Cruz zitierenden Roman von 1987 verschiedene Repräsentanten der Macht – von der Inquisition über Franco bis zu Fidel Castro und dem seiner Zeit noch existierenden Sowjetsystem – der geistigen Kontaminierung an. Dabei wird Franco zu “Don Blas” und Fidel zur “Marquesa Anastasia”, wobei Goytisolo dieses Bild aus einer Geschichte des an AIDS verstorbenen kubanischen Autors Jorge Ronet bezieht. Die Gleichsetzung Fidel Castros mit dieser Dame identifiziert das machistische Symbol des *hombre nuevo* in einem ironischen Schlag mit der *marica*, jener Figur, die stärkster sozialer Diffamierung ausgesetzt ist.¹⁶ Hinweisen möchte ich auf die verschiedenen, sich aber hemisphärisch ergänzenden Zielrichtungen von Arenas und Goytisolo. Während Goytisolo zur Solidarität gegen jedweden Totalitarismus auffordert, wendet sich Arenas gegen die Unterdrückungspraxis des revolutionären Kuba; und während der spanische Romancier die Häresie des barocken Karmelitermönchs San Juan aus dessen Referenzen auf die arabische Sufi-Mystik herleitet und damit das präkoloniale Spanien von Al-Andalus zu einer verlorenen, verfolgten, doch einst integralen Idealwelt erklärt, verwirft Arenas’ Identitätskonstruktion mit der castristischen Verfolgung gleichzeitig auch die “kalte” Begehrensökonomie der nord-amerikanischen Homosexuellenszene.¹⁷ So proklamiert er – wie Sarduy – den lateinamerikanischen Weg als einen eigenwertigen. Es ist dies ein Weg und ein Diskurs, der die nordamerikanische Kulturtheorie in ihrer Auseinandersetzung mit AIDS als Folie beibehält, aber überschreitet. Bevor ich auf dieses Verfahren näher eingehe, sei auf die entgegengesetzte Richtung der kubanischen AIDS-Literatur verwiesen, die Zeugnis von einer ganz anderen Diskursstrategie (und damit von einer anderen Bewusstseinslage) abgibt.

3.4 (*K*)eine Antwort des Systems: AIDS macht frei?

1997 erscheint in einem Madrider Kleinverlag unter dem Titel *Toda esa gente solitaria* eine Sammlung von 18 Kurzgeschichten, verfasst von Kubanern, die allesamt an einem der auf der Insel verbreiteten

16 Vgl. dazu Epps (1996).

17 Vgl. dazu Smith (1998).

talleres literarios teilgenommen haben.¹⁸ Der *taller* heißt “La Montaña mágica”, und spielt damit in unerbittlicher Deutlichkeit nicht nur auf Thomas Mann als Romancier des homosexuellen Begehrens an, sondern auch auf Einfried, das Sanatorium in dessen *Zauberberg*. Denn die Autoren der Kurzgeschichten sind Insassen der AIDS-Station Sanatorio de Santiago de Las Vegas, vom Volk “Villa Los Cocos” genannt. Hintergrund der Publikation war der von der internationalen Anti-AIDS-Bewegung vielfach wiederholte Vorwurf, Castro sperre die HIV-positiven oder an AIDS erkrankten Kubaner in ein Lager (das wenig historisch Bewusste als “Konzentrationslager” bezeichnet hatten).

Im Vorwort gehen die Herausgeber der Kurzgeschichtensammlung nur indirekt auf diese Anschuldigung ein, ohne dabei Position gegen die Zwangsinternierung zu beziehen:

La idea de cortar la enfermedad mediante el expeditivo método del internamiento forzoso ha sido fuente de un sinnúmero de conflictos de opinión, tanto en el exterior como en la propia Cuba (Zayón/Fajardo 1997: 12).

Vielmehr liefern die Geschichten die Auseinandersetzung dieser Menschen mit sich, mit ihrem Körper, ihrer Sexualität, ihrer Krankheit. Interessant ist dabei, in welchem Maße die unverrückbare pro-revolutionäre ideologische Basis dazu führt, mit der Krankheit auch die eigenen Formen des Begehrens genau so zu dämonisieren, wie es der kubanische *mainstream* vorgelebt hat. In einer Weise, die rührend wäre, wäre sie nicht so ernst, schreibt David Díaz Hernández in seiner Geschichte “No le pidas al diablo que llore”:

Para Daniel era de total desconocimiento la condición homosexual de su amigo, en ese momento no supo que hacer pues se sentía engañado, no podía creer que Román le hubiera escondido la verdad durante tanto tiempo ... (Díaz Hernández 1997: 89).

Daniel liest hier den Abschiedsbrief seines Freundes Román, der seinem Leben ein Ende setzt, weil er sich beim Fremdgehen mit einem Soldaten¹⁹ mit dem HI-Virus infiziert hat. Angesichts des Freitods

18 Vgl. Zayón/Fajardo (1997).

19 “En la parada de la Ciudad Deportiva se montó un militar que era todo una belleza, y se sentó frente a mí. Debo confesar que se me iban los ojos, pero bien sabes que no me gusta forzar las cosas. Inesperadamente comenzó a mirarme y me puse muy nervioso. ¿Te bajas conmigo?, preguntó convencido de cuál iba a ser mi

seines Bekannten empfindet Daniel zunächst “lástima”, sodann “un gran dolor por el camino que Román eligió para exonerarse de toda culpa” (Díaz Hernández 1997: 93). – In einer anderen Erzählung des Bandes, “En la diversidad” von José Miguel Sánchez Gómez, gibt sich der Protagonist folgenden Überlegungen hin:

Maricón, ganso, pato, pájaro, homosexual, gay [...] algunos suenan peor y otros mejor. [...] En Cuba se es hombre o maricón, sin términos medios ni escalita de Kinsey que valga. Nunca quise ser maricón. [...] Mirándome frente al espejo, nunca descubrí esos gestos amanerados que de chiquito veía en Alberto, la loca del barrio en que me crié. Ni engolaba la voz, ni tenía las nalgas grandes como él ... (Sánchez-Gómez 1997: 133).

Ich verzichte auf weitere Beispiele für diese Art der Selbstreflexion, welche die sich feiernde Selbstinszenierung der *loca* bei Donoso (1976), Sarduy und Arenas einem Diskurs des Ringens um ein jämmerliches Bisschen gesellschaftlicher Toleranz geopfert hat. Während bei Sarduy der neobarocke Diskurs und bei Arenas die Wut auf ein totalitäres Regime ein neues, eigenes “postkoloniales” Selbstbewusstsein zu artikulieren helfen, verdeutlichen diese 18 Geschichten nur die Unmöglichkeit, im Kuba jener Jahre als HIV-Positiver seine *queerness* zu leben. Denn diese bedeutet, wie in dem von John C. Hawley herausgegebenen Band *Postcolonial, Queer* belegt wird, mehr als ein “Diskurs der Aufmüpfigkeit”, nämlich auch die Inkarnation eines *lifestyle*. Doch AIDS ist, wie es in einem der Texte dieser Sammlung heißt, “la Gran Limitación”; eine Beschränktheit, die weder im gelebten *deseo* noch im literarischen Diskurs die Prinzipien einer homophoben Gesellschaft überschreiten kann. Damit aber bleiben diese AIDS-Patienten verurteilt zu einer Existenz am Rande des eigenen Bewusstseins wie des der Anderen, sie bleiben unmündige Opfer in jener “Dritten Welt”, die auf die Solidarität der “Ersten Welt” nicht mehr zählen kann.

respuesta. Yo sólo alcancé a sonreír, y flechado por el natural proceder de aquel robusto oficial de nuestras Fuerzas Armadas no pude negarme a tan gentil proposición. Después de todo no era más que un hombre vestido de verde olivo que moría de deseos por mí, y como bien sabes el problema de la homosexualidad es de esencia y no de forma como muchos piensan. [...] Ya junto al mar me poseyó una y otra vez hasta el cansancio ...” (Díaz Hernández 1997: 92f.).

3.5 Die neue Ehrlichkeit der "Ersten Welt"

In einer Sondernummer des *New York Times Magazine* erscheint im Herbst 2000 ein Artikel des offen homosexuellen und HIV-positiven, "liberalen" Journalisten Andrew Sullivan. Er drückt dort seine Dankbarkeit gegenüber der US-amerikanischen Pharma-Industrie und seiner Privatversicherung aus, die ihm durch die Verabreichung von Medikamenten im Wert von 15.600 US\$ jährlich ein weitestgehend beschwerdefreies Leben ermöglichen, während Millionen von AIDS-Kranken in ärmeren Ländern solche Heilmittel nicht zugänglich sind. Er schreibt:

Whether we like it or not, these private entities have our lives in their hands. And we can either be grown-ups and acknowledge this or be infantile and scapegoat them [...]. They're entrepreneurs trying to make money by saving lives. By and large, they succeed in both. Every morning I wake up and feel fine, I'm thankful that they do (zitiert bei Crimp 2002: 3).

Vielleicht war es das Provokativste an Sullivans Artikel, dass er wenige Monate nach der Welt-Aids-Konferenz im südafrikanischen Durban erschien, auf der die so genannte "Dritte Welt" den Rest der Menschheit auf die explosionsartige Verbreitung des HI-Virus unter der Bevölkerung des schwarzen Kontinents stieß und die unbeschreibbar katastrophale Lage auch denjenigen klar wurde, die nach den jüngeren medizinischen Erfolgen die Endemie für gebannt hielten.

Sullivans "erwachsener" Realismus jedenfalls setzt einen sehr deutlichen Gegenpol zu all jenen nordamerikanischen Bewegungen (von *Act-Up* zu *Silence = Death*), die zumindest theoretisch eine weltweite Solidarität gegen AIDS gefordert hatten. Douglas Crimp, einer der führenden Köpfe der *Act-Up*-Bewegung, attackiert deshalb in seiner 2002 erschienenen Essaysammlung *Melancholia and Moralism* Sullivan scharf. Er klagt ihn an, hinter der vermeintlich frohen Botschaft vom "End of the plague" – so der Titel von Sullivans Essay – in Wirklichkeit den Homosexuellen erneut zum Sündenbock und zum prototypisch Anderen zu stilisieren:

Although Sullivan might believe he is telling an uplifting story about gay men's commendable progress, in doing so, he represents gay men before AIDS as the most odious creatures – men who were all too willing to bargain away self respect and respect for others (zitiert bei Crimp 2002: 6).

Und später:

Sullivan's reliance on magical thinking to vanquish both homophobia and AIDS is not, however, a species of optimism; on the contrary, it is mere wish-fulfillment. The continuing presence of illness and death from AIDS throughout the world [...] is, for Sullivan, as it is for much of American society, so repressed that every fact attesting to that continuing presence is denied either reality or significance (zitiert bei Crimp 2002: 7).

Doch schaut man sich Crimps dem Anschein nach solidarische Position näher an, so stellt man fest, dass sein ganzes Buch nur an einer Stelle auf den homosexuellen Latino eingeht:

I share with Sullivan a certain privilege concerning AIDS, a privilege that, say, a young African American or Latino gay man is unlikely to share. That privilege only increases the shame of having risked infection (zitiert bei Crimp 2002: 11).

Crimp betont, dass auch in den USA die *gay community* entfernt davon ist, gesamtgesellschaftlich akzeptiert zu sein, und eben deshalb muss dieser Aspekt in die hemisphärische Perspektive einbezogen werden. Crimp artikuliert hier das Problembewusstsein einer neuen, im wirtschaftlichen Privileg begründeten Andersartigkeit gegenüber denen, die stets als die Anderen galten und wohl weiter gelten werden. Es ist sein Verdienst, den neuen nordamerikanischen *mainstream* nicht nur als solchen zu benennen, sondern auch seine letztlich homophobe Ausrichtung zu dekurvieren. Auf diese Weise erkennt er neue Gemeinsamkeiten in den Differenzen zwischen den Hemisphären.

Dass inzwischen ein "hemisphärisches Bewusstsein" in die latein-amerikanische *novela gay* selbst Einzug gehalten hat, sei in der Folge anhand von drei jüngeren Beispielen aufgezeigt.

3.6 Im Reich der Postkolonialität: Pedro Lemebel

Ausgerechnet der Roman eines outrierend schwulen Autors und Performance-Künstlers führte 1998 im bürgerlichen Chile die Bestsellerlisten an: Pedro Lemebels *Tengo miedo torero* (Lemebel 2001).²⁰ Doch nicht um den Roman soll es hier gehen, sondern um seine unter dem Titel *Loco afán* publizierte Sammlung von Sketchen, deren Un-

20 Zu Lemebel allgemein siehe Blanco (2004).

tertitel, *Crónicas del sidario*, die Relevanz für das hier behandelte Thema erklärt (Lemebel 2000).

Lemebel fiel schon unter Pinochets Herrschaft durch spektakuläre Aktionen auf, wenn er etwa mit seinen *Yeguas del Apocalipsis* nackt und hoch zu Ross vor den Präsidentenpalast ritt. Seine Chroniken in *Loco afán* stellen insofern eine konsequente Mythologie des Alltags der *gay community* in Lateinamerika dar, als hier die Verarbeitung der para- und subkulturellen "Errungenschaften" der USA – von Madonna bis zum AZT – in den Diskurs tritt. Dabei wird hinter der ironischen stets die kritische Zielrichtung deutlich. Einer der Texte der Sammlung resümiert am klarsten seine Position zur schönen neuen heilen Welt: Im schwulen Mekka New York feiert man den 30. Jahrestag der so genannten *Stonewall Riots*, des legendären Schlags gegen homophobe Polizeirazzien in der New Yorker Christopher Street. Dazu erhält Lemebel eine Einladung nach New York, alle Spesen werden ihm bezahlt. Doch dort angekommen, fühlt er sich, wie vor ihm schon Arenas, nicht wohl in der glatt gestylten und unpersönlich durchorganisierten nordamerikanischen Homosexuellenszene. Anders aber als Arenas zehn Jahre zuvor, begründet Lemebel seine subjektive Abneigung gegen das New Yorker *ambiente* konkret mit seiner Rolle als Vertreter einer "Dritten Welt", der hier – allenfalls – eine Zaungastrolle innehat.

Cómo te van a dar pelota si uno lleva esta cara chilena asombrada frente a este Olimpo de homosexuales potentes y bien comidos que te miran con asco, como diciéndote: Te hacemos el favor de traerte, indiecita, a la catedral del orgullo gay. Y una anda tan despistada en estos escenarios del Gran Mundo, mirando las tiendas llenas de fetiches sadomasoquistas [...] Pero aquí en el Village, en la placita frente al bar Stonewall, abunda esa potencia masculina que da pánico, que te empuqueñece como una mosquita latina parada en este barrio de sexo rubio. [...] Porque tal vez lo gay es blanco. Basta entrar en el Bar Stonewall, [...] para darse cuenta que la concurrencia es mayoritariamente clara, rubia y viril, como en esas cantinas de las películas de vaqueros. Y si por casualidad hay algún negro y alguna loca latina, es para que no digan que son antidemocráticos (Lemebel 2000: 71-72).

Die Ablehnung der nordamerikanisch-europäischen "konsumistischen" *gay culture* durch Lateinamerikaner ist an sich nicht neu.²¹

21 "Mexican liberation organizations eschew the term 'gay' because their leadership do not consider Anglo gay culture to be what they aspire to emulate. They are

Doch mit dieser tragisch-ironischen Bestandsaufnahme erweist sich Lemebel als spezifisch antikolonial, weil er sich den Begründungssystemen des "colonizer Self" der USA – im Sinne Bhabhas – verweigert. Mit dem altbekannten Rekurs auf die Identität der *loca latina* verbindet er die explizite Ablehnung einer Hegemonialkultur, von deren Stilisierungsstrategien er abhängt, ohne sie zu teilen, und die er folglich auch dann als Lebensentwurf verwirft, wenn ansonsten in der Praxis eine Ästhetik à la Madonna seinen Alltag bestimmt. Diese neuartige Form eines hegemonialen Konsumismus konstatiert Dennis Altman:

American gay consumerism soon became the dominant mode of the new gay style [...] In one sense the importation of gay style and rhetoric is part of the ongoing dominance of the so-called First World (Altman 2001: 29f.).

Wenn ich im neobarocken lateinamerikanischen Diskurs des Transvestismus generell einen Respons darauf sehe, dass über Jahrhunderte der *Latino* in den Bereich grundsätzlicher Alterität verwiesen wurde, so legt Lemebels Chronik ein spezielles Zeugnis davon ab, dass dieser Andere sein Eigenes gefunden hat: Er findet es in literarischen Diskursen, die nicht in Unabhängigkeit, sondern im hemisphärischen Bezug zu den Tendenzen westlicher *mainstream*-Kulturen ihren eigenen Ort suchen, finden und behaupten. Mit den Subalternen des einst britischen Empires haben inzwischen auch die homosexuellen *Latinos* ihre Stimme gefunden. Dass AIDS dabei eine entscheidende Rolle spielt, zeigt derselbe Lemebel, der in einem anderen Band (Lemebel 1998) seinen durch AIDS reduzierten alten Freundeskreis anhand von Fotos rekonstruiert. Erinnerungsarbeit und Bewussterwerden der postkolonialen *conditio* kennzeichnen eine Schreibweise, die über das Feiern der eignen *locura* hinaus auf dem Weg ist, das Eigene zu akzeptieren und jener generellen Tendenz zahlreicher Homosexueller zu widerstehen, sich mit den phallozentrischen homophoben Unter-

also sensitive about 'cultural imperialism' from the north and the elitism of expensive local replicas of Anglo gay bars" (Murray/Arboleda 1987: 136). Bei Lemebel wird die Kritik aber einerseits im Bewusstsein der Unumgänglichkeit der angloeuropäischen Einflüsse artikuliert, und ferner nicht im theoretischen Kontext, sondern im literarischen Diskurs. – Dass auch in den USA selbst der "Konsumismus" der Schwulenszene keineswegs zur Überwindung der gesellschaftlichen Heteronormativität geführt hat, belegen Gluckman/Reed (1993).

drückern zu identifizieren (Bersani 1995). Die *queer-ness* Lemebels ist damit dem didaktisierenden Impetus Manuel Puigs ebenso überlegen wie dem neobarocken *gender-trouble* in Butlers Sinne (Butler 1992) oder der wütenden politischen und gesellschaftlichen Anklage eines Arenas. Lemebel zeigt, in welchem Maße AIDS nicht nur die Struktur der Homophobie verändert hat, sondern auch, dass eigene Antworten aus der Sicht lateinamerikanischer *queer-ness* möglich sind.

3.7 Im Reich des Abjekten: Alberto Sandoval-Sánchez

Die Antwort, die der in den USA lehrende und schreibende Puerto-rikaner Alberto Sandoval-Sánchez auf die Herausforderung der Epidemie samt seinem persönlichen Leiden gibt, ist abstrakter als die Lemebels, denn sie besteht für ihn in der Akzeptanz des eigenen Abjekten (freilich ist seine Textform auch nicht die der "Fiktion", sondern der Diskurs der Kritik²²). Seine provokative Frage: "¿Es posible un ser 'más abyecto' que un latino maricón con SIDA? [...] ¿Cómo sentirse en una sociedad que expulsa al enfermo, al latino, al raro / *queer*, al migrante, al Otro?" (Sandoval-Sánchez 2003: 344f.), verbindet die Theorie Julia Kristevas mit der Situation seiner postkolonialen Andersheit, die er – wie Lemebel – bewusst inszeniert, um als ein "Anderer" das Provisorische von Identitäten und kulturellen Praktiken aufzudecken:

En efecto, ¿hasta qué punto las *performances* culturales de latinos/as *queer* materializan un lugar discursivo de/hacia lo abyecto, capaz de amenazar la estabilidad y la homogeneidad de la cultura y la identidad hegemónicas, y sus ansiedades que mantienen aprisionado en "su lugar" al *queer*, al sobreviviente con SIDA, al latino inmigrante, al otro étnico/racial? Puesto que lo abyecto problematiza cuerpos e identidades una vez que los límites son atravesados, lo que está en juego es la construcción dramática de subjetividades en proceso y formaciones identitarias en transformación, siempre en riesgo de disolución y marginalización más profunda. Privilegiando y reclamando la propia abyección, el "otro" habita un espacio liminal e intersticial que reconoce la provisionalidad de la identidad y la naturaleza procesual de las prácticas culturales (Sandoval-Sánchez 2003: 349).

Sandoval-Sánchez ist unter der Perspektive des hemisphärischen Blicks mehr als ein Lateinamerikaner mit Job in den USA und Kennt-

22 Siehe Sandoval-Sánchez (2003).

nissen der französischen Theoriebildung. Seine dramatische Konstruktion einer Subjektivität, die sich aus Hervé Guiberts Ego-Dokumenten ebenso wie aus Julia Kristevas Theorieentwürfen nährt, lässt erahnen, wie lückenhaft jede Analyse literarischer AIDS-Diskurse bleiben muss, die ausschließlich Lateinamerika fokussiert (und dabei letztlich dem US-amerikanischen Hegemonialstreben in die Hände spielt). Die von ihm erwähnte prozessuale Natur von kulturellen Praktiken macht, so hoffe ich gezeigt zu haben, auch für den lateinamerikanischen AIDS-Diskurs den Bezug auf den europäischen und nordamerikanischen Diskurs unumgänglich.

3.8 *Im Reich von AIDS, Sex und Hoffnung: Pablo Pérez,*

Un año sin amor

In *The Hispanic Homograph* hebt Robert Richmond Ellis die Rolle der autobiographischen Repräsentation für die Prägung und Verhandlung einer homosexuellen Identität in der hispanischen Literatur hervor. Gerade dieser autobiographische Diskurs wird durch das Auftauchen der Immunschwächekrankheit AIDS entscheidend modifiziert: Neuartige Formen von "Egodokumenten" proklamieren ein "authentisches" Erzählen über das körperliche Leiden und machen die damit verbundenen Erfahrungen zu ihrem zentralen Thema. Birger Angvik entwarf für das Leiden im Schatten zwischen Leben und Tod, wie es die AIDS-Literatur behandelt, den Begriff der Thanatographie (*tanatografía*),²³ den er vor allem bei Hervé Guibert realisiert findet.

Im Jahr 1998 veröffentlicht der Argentinier Pablo Pérez *Un año sin amor* mit dem Untertitel *Diario del Sida*.²⁴ In der Erzählung schildert ein dreißigjähriger, HIV-positiver, an den Symptomen von AIDS leidender Ich-Erzähler aus Buenos Aires sein Leben zwischen dem 17. Februar und dem 31. Dezember 1996: Er spricht von Literatur und Musik, von seiner Arbeit als Übersetzer, seinen hoffnungsvollen und verzweiferten Momenten, seinen mehr oder weniger glücklichen Liebschaften sowie minuziös über sein Sexualleben. Die Medikamente gegen die Krankheit gewinnen im Verlauf der Erzählung allmählich

23 Siehe Angvik (im Druck).

24 Ich danke Daniel Link für den Hinweis auf das hier behandelte Buch; dessen unter gleichem Titel von der argentinischen Regisseurin Anahí Berneri realisierte Verfilmung wurde auf der Berlinale 2005 mit dem "Gay Teddy Award", dem Preis für den beliebtesten Film mit homosexueller Thematik, ausgezeichnet.

eine wichtige Rolle: Während er sie zu Beginn des Tagebuchs ablehnt (“no me interesa tomar AZT para llegar vivo” (Pérez 1998: 21)), beginnt er schließlich mit der Behandlung, als sich sein Zustand verschlechtert und er sich am Rande des Todes befindet. Diese Medikamente behalten die ganze Erzählung hindurch ihre beunruhigende Rolle,²⁵ helfen dem Protagonisten aber zu überleben. Am Ende des Buches und des Jahres verabschiedet er sich von seinen Lesern, indem er ihnen (und sich selbst) ein glückliches neues Jahr wünscht.

In seinem Prolog zu dem (offensichtlich autobiographischen) Band hebt Roberto Jacoby das Spezifische dieser Erzählung hervor: Die Tatsache, dass sie der “Gattung” der AIDS-Romane widerspricht, indem sie keine “verlängerte Agonie erzählt” (Pérez 1998: 9) und ihr infolgedessen das “Pathos der AIDS-Zeugnisse fehlt” (Pérez 1998: 11). Dies bedeutet, dass *Un año sin amor* – im Sinne Angviks – keine Thanatographie darstellt. Dennoch scheinen sich die Gedanken des Erzählers zu einem bestimmten Moment (im Juli, nach der Hälfte der erzählten Zeit) dem thanatographischen Diskurs anzunähern, als sich seine Angst zu sterben verstärkt und er versucht, einem Freund jenes Tagebuch, das der Leser liest, anzuvertrauen. Aber dieser Gemütszustand ist nicht die Regel, generell lesen wir von einem (verhalten) optimistischen Protagonisten, der von seiner sexuellen Lust und seinen erotischen Abenteuern in Diskotheken und Pornokinos, von seinen Erfahrungen mit diversen Kontaktanzeigen in Schwulenzeitschriften und von seinem neu entdecktem Gefallen an sadomasochistischen Praktiken erzählt. All dies widerspricht den Regularien des thanatographischen Diskurses (etwa Guiberts), der die Erfahrung des leidenden, in Auflösung befindlichen Körpers fokussiert. Statt dessen wird AIDS bei Pérez zu einer “pornographischen Krankheit”, die es dem Protagonisten erlaubt, sein abwechslungsreiches Sexualleben mit den verschiedenen Formen und Präferenzen zu leben und zu beschreiben, in einer einfachen, klaren und eindeutigen Sprache, die gelegentlich stärker an typische Techniken der Pornographie als solche der Krankheitsbiographie erinnert. Zugleich repräsentiert er das Leben

25 “Creo que tomar AZT y DDI hace que el Sida esté presente en todo momento, que no pueda olvidarme de mi enfermedad, me siento feo y enfermo, encerrado en mí mismo, siempre con la idea de que voy a morir, preferiblemente sin una intervención mía, aunque empiece a aparecer más seguido la idea de un suicidio” (Pérez 1998: 118).

eines modernen homosexuellen Menschen innerhalb der globalisierten Infrastruktur einer modernen Metropole.

Die neue Position, die *Un año sin amor* in der Entwicklung der AIDS-Literatur einnimmt, wird vollends klar in der Differenz von seinem primären Intertext, dem Werk von Hervé Guibert, der kaum verschlüsselt in Pérez' Text auftaucht: Unter all den verstorbenen und von ihren Eltern begrabenen Freunden des Protagonisten ist auch ein Franzose namens Hervé, den der Ich-Erzähler in Frankreich kennen gelernt hatte, als er dort lebte. Dessen persönlich-literarische Texte übersetzt nun der Protagonist von *Un año sin amor*, der mit Sprachunterricht sein Leben finanziert, ins Spanische. Den Verweis auf einen französischen Autor mit gleichem Vornamen kann man unschwer als eine Anspielung auf Guibert verstehen, und konkrete Details verweisen auf dessen "Egodokument" *Le protocole compassionnel* von 1991, in dem er minuziös die ersten Erfahrungen mit DDI und AZT beschreibt.²⁶ Zu erwähnen ist, dass diese Medikamente zur Zeit Guiberts fast unbekannt waren und sowohl als Rettungsanker wie auch als potentielle Bedrohung der körperlichen Existenz angesehen wurden. Dennoch ist der medizinische Fortschritt an sich nicht das zentrale Thema in Pérez' Buch, sondern eine seiner Folgen: das Wiederfinden der Sexualität als integrativer Teil des kranken Körpers. Ging es Guibert darum, das Weiterleben mit AIDS überhaupt zu reflektieren, so fokussiert Pérez' Protagonist einen engeren Aspekt, nämlich das Ausleben seiner Sexualität unter den Bedingungen der Krankheit. Neben der affektiven Suche nach dem festen Partner in den Kleinanzeigen steht die körperliche Selbstbestätigung durch Sex im Zentrum, und diese oszilliert zwischen zwei absolut gegensätzlichen Sexualprakti-

26 Trotz einiger irreführender Verweise – Pérez' Protagonist behauptet, dass "RV" (so die abgekürzte Form von "Hervé") 1994 gestorben sei; Hervé Guibert verschied jedoch 1991 – wird die postulierte intertextuelle Beziehung durch verschiedene Details gestützt: Einmal durch die zentrale Thematik der Behandlung mit den neuen Medikamenten DDI und AZT, ferner auch durch die Tatsache, dass der Behandlungsbeginn mit den Anti-AIDS-Medikamenten in den Tagebuchaufzeichnungen auf den 13. Juli datiert ist. Auch in *Le protocole compassionnel* hat der 13. Juli (Guibert 1991: 96) eine besondere Bedeutung: "Je me sens beaucoup mieux depuis le vendredi 13 juillet [...] Depuis le vendredi 13 juillet, le jour de la renaissance, où je me suis remis à vivre, grâce au DDI du danseur mort, tout en restant moi-même le cadavre ambulante que j'ai mis des mois à devenir, je ne pourrais pas dire que je suis devenu bon, mais j'ai cru comprendre le sens de la bonté ..." (Guibert 1991: 62, 131).

ken: Vor allem geht es wiederholt um die Umsetzung sadomasochistischer Fantasien (Guibert 1991: 124), durch die der Protagonist sich gleichsam seiner Körperlichkeit versichert. Dazu aber tritt am Ende des Werks (und damit auch des dort geschilderten Jahres) die Inszenierung einer "tuntigen" Travestie (Guibert 1991: 144). Nur wenige Seiten trennen den Einsatz von Peitsche und Ledergeschirr von dem Rückgriff auf Pumps und Abendkleid, den der "klassische" lateinamerikanische Travestiediskurs so rekurrent in Szene setzte. Doch der Ich-Erzähler von *Un año sin amor* unterscheidet sich vom Typus des passiven und leidenden *Latinos*; er muss die Details seines Sexuallebens erzählen, um so sein Leben und seine Krankheit kompatibel zu machen. Nur durch die Privilegierung der Erotik mittels dieses "sexualisierten" Diskurses schafft es der Protagonist, die Verzweiflung zu überwinden und eine Alternative zur Thanatographie zu entwerfen.

Erst unter der Perspektive hemisphärischer Konstruktionen erschließt sich das innovative Potential der drei abschließend genannten neuen lateinamerikanischen Paradigmen: Pedro Lemebel inszeniert sich weiterhin als *loca latina*, aber als eine, die um die Tatsache weiß, dass sie den Errungenschaften der nordamerikanischen Hegemonialkultur (und zugleich dem Konservatismus der (Post-)Diktaturen) ausgeliefert ist. Gerade durch dieses Wissen kann sie ihre Eigenständigkeit als solche eines postkolonialen Subjekts selbstbewusst gegen den *sexo blanco* behaupten. Alberto Sandoval-Sánchez benutzt die "abjekte" Position eines an AIDS erkrankten *Latinos*, um auf den prozessualen und provisorischen Charakter jedweder kulturellen Praxis – auch der sexuellen – zu verweisen (und damit die hegemoniale Überlegenheit und die Diskurshoheit der US-amerikanischen *gay community* zu relativieren). Pablo Pérez recurriert auf in Lateinamerika kaum je thematisierte sadomasochistische Sexualpraktiken, um jenen Diskurs der Thanatographie zu überwinden, der die autobiographischen "Ego-Dokumente" ebenso wie die AIDS-Fiktion in Europa und den USA lange Zeit gekennzeichnet hatte (von Hervé Guibert zu Filmen wie *Longtime Companion*). Sein metropolitaner Protagonist ist einerseits Mitglied einer (bis in die Sexualpraktiken) globalisierten *community*, andererseits definiert er sich über das bonarenser Lokalkolorit ebenso wie über die Erinnerung an die Tradition der *loca latina*.

Literaturverzeichnis

- Altman, Dennis (1986): *AIDS in the Mind of America*. Garden City, N.Y.: Anchor Press.
- (2001): "Rupture or Continuity? The Internalization of Gay Identities". In: Hawley, John C. (Hrsg.): *Postcolonial, queer. Theoretical Intersections*. Albany: State University of New York Press, S. 19-42.
- Angvik, Birger (im Druck): "Arenas, Sarduy: Sida y tanatografía". In: Ingenschay, Dieter (Hrsg.): *Desde aceras opuestas. Literatura/cultura gay y lesbiana en Latinoamérica*. Madrid/Frankfurt a.M.: Vervuert/Iberoamericana.
- Arenas, Reinaldo (1992): *Antes que anochezca*. Barcelona: Tusquets.
- Bejel, Emilio (2000): "Arenas' *Antes que anochezca*: Autobiography of a Cuban Dissident". In: Chávez-Silverman, Susana/Hernández, Librada (Hrsg.): *Reading and Writing the Ambiente. Queer Sexualities in Latino, Latin American and Spanish Culture*. Madison: University of Wisconsin Press, S. 299-318.
- Bersani, Leo (1988): "Is the Rectum a Grave?". In: Crimp, Douglas (Hrsg.): *Aids – Cultural Analysis*. Cambridge, Mass.: MIT Press, S. 197-222.
- (1995): *Homos*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Bhabha, Homi (2002): *El lugar de la Cultura*. Buenos Aires: Manantial [(1994) *The Location of Culture*. London: Routledge].
- Blanco, Fernando (Hrsg.) (2004): *Reinas de otro Cielo. Modernidad y Autoritarismo en la obra de Pedro Lemebel*. Santiago de Chile: Lom Ediciones.
- Butler, Judith (1992): "Sexual Inversions". In: Stanton, Domna C. (Hrsg.): *Discourses of Sexuality – From Aristotle to AIDS*. Ann Arbor: University of Michigan Press, S. 344-361.
- Cardin, Alberto (1984): *Guerreros, Chamanes y Travestis. Indicios de homosexualidad entre los exóticos*. Barcelona: Tusquets.
- Crimp, Douglas (2002): *Melancholia and Moralism, Essays on AIDS and Queer Politics*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Derks, Paul (1988): "Voilà un beau bougre de paradis! Zur Sprachgeschichte der männlichen Homosexualität". In: *Forum Homosexualität und Literatur* 4, S. 45-73.
- Díaz Hernández, David (1997): "No le pidas al diablo que lllore". In: Zayón Jomolca, Lourdes/Fajardo Atanes, José R. (Hrsg.): *Toda esa gente solitaria. Cuentos cubanos sobre el SIDA*. Madrid: Ed. La Palma.
- Donoso, José (1976): *El lugar sin límites*. Barcelona: Seix Barral.
- Edelman, Lee (1993): "The Mirror and the Tank: 'AIDS', Subjectivity, and the Rhetoric of Activism." In: Murphy, Timothy F./Poirier, Suzanne (Hrsg.): *Writing AIDS*. New York: Columbia University Press, S. 9-38.
- Ellis, Robert Richmond (1997): *The Hispanic Homograph: Gay Self-Representation in Contemporary Spanish Autobiography*. Urbana/Chicago: University of Illinois Press.
- Epps, Bradley (1996): "The Ecstasy of Disease: Mysticism, Metaphor, and AIDS in *Las virtudes del pájaro solitario*". In: Foster, David/Reis, Roberto (Hrsg.): *Bodies*

- and Biases: Representations of Sexualities in Hispanic Literatures and Cultures.* Minneapolis: University of Minnesota Press, S. 359-396.
- Ette, Ottmar (1996): *La escritura de la memoria. Reinaldo Arenas: Textos, estudios y documentación.* Frankfurt a.M./Madrid: Vervuert/Iberoamericana.
- Foucault, Michel (1976): *Histoire de la sexualité. Vol. 1: La volonté de savoir.* Paris: Gallimard.
- Gluckman, Amy/Reed, Betsy (1993): *Homo Economics: Capitalism, Community, and Gay and Lesbian Life.* Chicago: University of Chicago Press.
- Goldberg, Jonathan (1992): *Sodometries. Renaissance texts, Modern sexualities.* Stanford: Stanford University Press.
- Goytisolo, Juan (1988): *Las virtudes del pájaro solitario.* Buenos Aires: Aguilar.
- Guasch, Óscar (1991): *La sociedad rosa.* Barcelona: Anagrama.
- Guibert, Hervé (1991): *Le protocole compassionnel.* Paris: Gallimard.
- Hardt, Michael/Negri, Antonio (2000): *Empire.* Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Harty, Kevin J. (1992): "‘All Elements of a Good Movie’: Cinematic Responses to the AIDS Pandemic." In: Nelson, Emmanuel S. (Hrsg.): *AIDS. The Literary Response.* New York: Twayne Publ., S. 114-130.
- Hawley, John C. (Hrsg.) (2001): *Postcolonial, queer. Theoretical Intersections.* Albany: State University of New York Press.
- Ingenschay, Dieter (1995): "Die Thematisierung von Körperlichkeit im postfrankistischen Roman Spaniens". In: Galle, Roland/Behrens, Rudolf (Hrsg.): *Menschen gestalten. Zur Konditionierung des Kreatürlichen im modernen Roman.* Würzburg: Königshausen und Neumann, S. 251-265.
- (1999/2000): "Homotextualidad. Imágenes homosexuales en la novela española contemporánea". In: *Antípodas. Journal of Hispanic Studies* 11/12, S. 49-68.
- (2000): "Unlimited emotion: The Poetics of Excess in Latin American Neobaroque Gay Novels". In: Schlaeger, Jürgen (Hrsg.): *Representations of Emotinal Excess.* Tübingen: Gunter Narr, S. 253-269.
- Lemebel, Pedro (1998): *De perlas y cicatrices.* Santiago de Chile: LOM Ediciones.
- (2000): *Loco afán. Crónicas del sidario.* Barcelona: Anagrama.
- (2001): *Tengo miedo torero.* Santiago de Chile: Planeta.
- Mira, Alberto (1993): "El SIDA es vuestro. El SIDA es nuestro. Representaciones discursivas del sida en teatro, cine y televisión". In: Aliaga, Juan V./Cortés, José M. G. (Hrsg.): *De amor y rabia. Acerca del arte y el sida.* Valencia: Universidad Politécnica, S. 229-252.
- Muñoz Sanz, Agustín (1994): *O Yacoi.* Badajoz: Diputación Provincial de Badajoz.
- Murray, Stephen/Arboleda, Manuel (1987): "Stigma Transformation and Reflexication: ‘Gay’ in Latin America". In: Murray, Stephen (Hrsg.): *Male Homosexuality in Central and South America.* New York: gai saber Monograph vol. 5, S. 138-145.

- Nagy-Zekmi, Silvia (2000): "La Cuba homotextual de Arenas: deseo y poder en *Antes que anochezca*". In: Balderston, Daniel (Hrsg.): *Sexualidad y nación*. Pittsburgh: University of Pittsburgh, S. 213-224.
- Pérez, Pablo (1998): *Un año sin amor. Diario del sida*. Buenos Aires: Perfil Libros.
- Pombo, Álvaro (1986): *Los delitos insignificantes*. Barcelona: Anagrama.
- Sánchez Gómez, José Miguel (1997): "En la diversidad". In: Zayón Jomolca, Lourdes/Fajardo Atanes, José R. (Hrsg.): *Toda esa gente solitaria. Cuentos cubanos sobre el SIDA*. Madrid: Ed. La Palma.
- Sandoval-Sánchez, Alberto (2003): "Reescribiendo lo abyecto desde el inmigrante: SIDA y mariconería latina en el imaginario cultural". In: Dabove, Juan Pablo/Jáuregui, Carlos A. (Hrsg.): *Heterotropías. Narrativas de identidad y alteridad latinoamericana*. Pittsburgh: University of Pittsburgh, S. 343-350.
- Sarduy, Severo (1984): *Colibrí*. Barcelona: Ed. Argos Vergara.
- (1991): *Kolibri*, dt. von Thomas Brovot. Berlin: Ed. Día.
- (1993): *Pájaros de la playa*. Barcelona: Tusquets.
- Schmitt, Arno/Sofers, Jehoeda (Hrsg.) (1992): *Sexuality and Eroticism Among Males in Moslem Societies*. New York: Harrington Park.
- Sinfield, Alan (1998): *Gay and After*. London: Serpent's Tail.
- Smith, Paul Julian (1998): "Cuban Homosexualities: On the Beach with Néstor Almendros and Reinaldo Arenas". In: Molloy, Silvia/McKee Irwin, Robert (Hrsg.): *Hispanism and Homosexualities*. Durham: Duke University Press, S. 248-268.
- Sontag, Susan (1989): *AIDS and its Metaphors*. New York: Farrar, Straus & Giroux.
- Wetsel, David (1992): "The Best of Times, the Worst of Times: The Emerging Literature of AIDS in France". In: Nelson, Emmanuel S. (Hrsg.): *AIDS. The Literary Response*. New York: Twayne Publ., S. 95-113.
- Wirz, Mario (1992): *Es ist spät, ich kann nicht atmen – ein nächtlicher Bericht*. Berlin: Aufbau Taschenbuch-Verlag.
- Zayón Jomolca, Lourdes/Fajardo Atanes, José R. (Hrsg.) (1997): *Toda esa gente solitaria. Cuentos cubanos sobre el SIDA*. Madrid: Ed. La Palma.

Monika Walter

Postkoloniales oder postmodernes Erzählmodell? Ein hemisphärischer Blick auf Erzählpraxis und Theoriedebatten von *testimonio* und *témoignage*

1. Was ist das Testimoniale?

Warum kann eine Denkmetapher wie der "hemisphärische Blick" (Ottmar Ette) heutzutage eine besondere Bedeutung gewinnen? Eine erste Erklärung findet sich unter dem Stichwort der Globalisierung und jenen mit ihr möglich gewordenen transregionalen Vernetzungen von Literaturprozessen. In Hemisphären zu denken bedeutet in gleicher Weise, bisherige hierarchische Konstruktionen von Wissensbeständen und von ethnischen, rassistischen, moralischen Ausschlussverfahren radikal in Frage zu stellen. Eine zweite Erklärung für die neuartige Fähigkeit, Ganzheit anders zu denken, ist sicher auch in den entscheidenden historischen Einschnitten des späten 20. Jahrhunderts zu finden. Mit dem folgenreichen Paradigmenwechsel, den das Ereignis des Mauerfalls von 1989 auslöste, verloren linke wie rechte Konstrukte einer Zweiteilung in Erste und Dritte Welt oder in Sozialismus und Kapitalismus schnell ihre diskursive Autorität. Die Folgen dieses Umbruchs wurden in Peripherie und Zentrum höchst unterschiedlich empfunden. Felix Guattari hob eher das Gefühl eines "impasse" hervor: "De son côté le mouvement social est dans l'impasse en raison de la faillite des régimes communistes et de la conversion des sociaux-démocrates au libéralisme" (Guattari 1992: 85). Weitaus tiefergehender wurde die Wende dagegen an der "Peripherie" empfunden. Dort wurden nicht allein alte Metaphern durch neue ersetzt, eine ganze andere Sicht auf die "Dritte Welt" und den peripheren Anderen musste sich durchsetzen:

With the replacement of the Third World metaphor by the metaphor of postcoloniality, [...] it can no longer mark an "other", that is radically outside of and different from Contemporary North American or European society (Gugelberger 1996: 1).

Warum sollte sich nun gerade die Erzählform von *témoignage* und *testimonio* in besonderer Weise als geeignet erweisen, die neuen methodologischen Möglichkeiten eines hemisphärischen Blicks zu erproben, die über eine erweiterte romanistische Komparatistik weit hinausgehen? Grundsätzlich liegt es nahe, zunächst auf ihren Status als populäres "transgénero" (Steimberg 1993: 46) hinzuweisen, das gleichermaßen in europäischen und außereuropäischen Kulturen anzutreffen ist. In Europa nomadisierte das Zeugnis noch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts als juristische, religiöse alltagspraktische – also mit hin nicht- oder halb-literarische – Ich-Aussage am Rande von Literaturfeldern, die selbst einen ungeklärten Gattungsstatus besaßen: populärer Lebensbericht, dokumentarische, nicht-fiktive oder einfach Erfahrungsliteratur im weitesten Sinn. Dieses "transgénero" musste also vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts umfassend neu bewertet worden sein, wenn Anfang der neunziger Jahre die amerikanische Literaturwissenschaftlerin Shoshana Felman erklären konnte: "Our era can precisely be defined as the age of testimony" (Felman/Laub 1992: 5). In einer hemisphärischen Retrospektive tritt eine Schlüsselstellung des testimonialen Erzählens innerhalb internationaler Theoriedebatten um die Verortung von Literatur in postkolonialen und postmodernen Gesellschaften besonders deutlich hervor. Über alle tief greifenden Unterschiede hinweg treffen sie sich in einem Kernproblem – der besondere Status der Zeugenerzählung innerhalb einer Moderne-Ästhetik, die nach den Extremerfahrungen von Holocaust und Kolonialismus eine strikte Trennung zwischen ästhetischen und ethischen Kriterien nicht mehr aufrecht erhalten kann.

Doch treten gleichzeitig scharf die Unterschiede in Erzählweisen und Theorien des Testimonialen in Peripherie und Zentrum hervor. Die *estudios testimoniales/testimonial studies* konnten in Lateinamerika seit dem 16. Jahrhundert den Gestus des Zeugnisablegens als wichtiges Erzählelement von kolonialer und antikolonialer Geschichtsschreibung zurück verfolgen, z.B. als Erzählbericht indianischer Informanten für Missionare und Historiker in den Chroniken eines Bernardino de Sahagún oder eines Garcilaso de la Vega el Inca. Wurde *testimonio* in vergangenen Jahrhunderten als wesentlicher Beleg jeweils für oder gegen eine diskursive Teilung in "Neue" und "Alte Welt" eingesetzt, so kam in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts eine andere Variante hinzu. Gemeint ist die narrative

Begegnungsinszenierung zwischen einer sozial engagierten kreolischen Intelligenz mit den bislang diskurslos gebliebenen ethnisch und sozial Anderen. In ihr spiegelte sich auch eine grundlegende Kritik an der Gegensatzkonstruktion von "Erster" und "Dritter Welt" wider. Typisch für diesen neuartigen Gestus des doppelten Zeugnisablegens sind zwei kanonisierte Texte geworden: *Biografía de un Cimarrón* (1966), in dem der einst in Kuba entlaufene Sklave, Unabhängigkeitskämpfer und Zuckerrohrarbeiter Esteban Montejo auf den jungen Dichter und Ethnologen Miguel Barnet traf (1966), und *Me llamo Rigoberta Menchú* (1983), in dem die guatemalteckische Quiché-Indianerin Menchú in Paris der venezolanischen Ethnologin Elisabeth Burgos von ihren traumatischen Lebenserfahrungen berichtet. In Lateinamerika wird das Zeugnis überhaupt weitaus früher als in anderen Teilen der Romania als Gattung etabliert. Dies erfolgt innerhalb des kubanischen Literaturpreises "Casa de las Américas" seit 1970, womit eine ausdrückliche Aufwertung von Zeugnisliteratur verbunden war. "Testimonio" bedeutet nach dem Begründungstext von Ángel Rama "mostrar la línea de la tarea y la lucha de la América Latina a través de la literatura" (Rama 1995: 122).

Im Gegensatz zu Lateinamerika war die Zeugnisentwicklung im Nachkriegseuropa weniger mit Utopien und konkreten Experimenten radikaler politischer und sozialer Veränderung verbunden. *Témoignage* sollte wie ein leidenschaftlicher Appell zu einer grundlegenden moralischen Selbstbesinnung wirken: Trotz der Krisen von Zweitem Weltkrieg und Holocaust wurde mit einem solchen Appell keine Alternative zur bürgerlichen Gesellschaft angestrebt. Obwohl schon ab 1947 heutige Klassiker unter den Augenzeugenberichten (Robert Antelme, David Rousset, Jean Cayrol, Charlotte Delbo) erschienen, blieb diese frühe Holocaust-Literatur bis in die siebziger Jahre im öffentlichen Bewusstsein Frankreichs weitgehend marginalisiert. Während in Lateinamerika, angefangen mit Barnets eigenen theoretischen Überlegungen zur "novela testimonio" (Barnet 1983), das testimoniale Phänomen sofort von Theorie-Diskussionen begleitet war, fehlte in Frankreich lange Zeit jene *herméneutique du témoignage*, wie sie Emmanuel Lévinas und Paul Ricœur entwerfen sollten.

Auch jener in der französischen Literaturwissenschaft viel diskutierte Paradigmenwechsel von einer "littérature d'imagination" zu einer "littérature de témoignage" erweist sich im heutigen Rückblick

eher als Wunschvorstellung denn als Abbild der tatsächlichen Literaturprozesse. Zunächst schien Theodor W. Adornos Verdikt – “Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch” (Adorno 1977: 10-1/30) – alle künstlerischen Ausdrucksformen aus dem Holocaust-Thema zu verbannen. Doch sollten es weitaus mehr Romanfiktionen wie *La peste* (1947) von Albert Camus und später *Le dernier des justes* (1959) von André Schwarz-Bart sein, die eine breitere Leserschaft für das Holocaust-Thema öffneten. Gleichzeitig erprobten sie damit ein erstes Gegenexperiment gegen den später in der Holocaust-Forschung aufkommenden Begriff einer “écriture d’innombrable” (Dana 1998: 177).

In der frankophonen Peripherie entstand seit den sechziger Jahren eine Fülle von Ich-Erzählungen über Folter, Verfolgung, menschliche Katastrophen und Überlebenskämpfe vor allem während der algerischen Unabhängigkeitskriege. Sie sind lange Zeit unbeachtet geblieben und bis heute noch nicht systematisch erschlossen worden. Was bedeutet es aber, wenn sich ein Marokkaner wie Tahar Ben Jelloun 1976 ausdrücklich zu einer testimonialen Erzählpoetik bekennt: “Mes objectifs? Témoigner. Dire, essayer de pas trahir l’écoute” (Novén 1996: 27). Diese testimoniale Dimension des frankophonen Schreibens bei maghrebinischen Schriftstellern wie dem Marokkaner Driss Chraïbi oder den Algeriern Mohamed Dib und Mouloud Mammeri wurde von der Forschung zwar hervorgehoben (Spiller 2000: 50), aber noch längst nicht systematisch analysiert. Es bleibt zu klären, ob “témoigner” bei den maghrebinischen Erzählern ein neuartiges doppelstimmiges Schreiben oder eine neue Auslegung der beglaubigenden Funktion innerhalb der Romanfiktion darstellt, die sich nicht in der Nachprüfbarkeit des Erzählten erschöpft, sondern ein besonderes emotionales und moralisches Verantwortungsbewusstsein des Autors gegenüber der literarischen Äußerung einschließt.

In einem hemisphärischen Blick auf alle diese Prozesse, der die bislang vorherrschenden, national oder kontinental ausgerichteten Forschungsperspektiven hinter sich lässt, wird jetzt die mangelhafte gegenseitige Kenntnissnahme der theoretischen Debatten zum Testimonialen sichtbar. Mehr noch: eine seltsame und zunächst rätselhaft erscheinende wechselseitige Blockierung zeichnet sich ab. Bis in den Beginn der neunziger Jahre herrschte in den *estudios testimoniales* eine Einstellung vor, die Elzbieta Skłodowska mit Ironie bewertete:

“El testimonio fue canonizado como una ‘dominante’ de la literatura hispanoamericana del llamado post-boom” (Sklodowska 1992: 1). Georges Gugelberger bezeichnete mit *testimonio* nicht allein ein genuin lateinamerikanisches Phänomen, sondern das Exempel einer “Dritte-Welt-Literatur”: “[...] the desire called testimonio was the desire called Third World literature” (Gugelberger 1996: 2). Shoshana Felmans “age of testimony” dagegen umfasst allein testimoniale Traditionen Westeuropas. Sie reichen von Werken der klassischen Moderne (Mallarmé, Camus) bis zu Augenzeugenberichten des Holocaust (Wiesel, Lanzmann) und dem *Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies* in Yale, das Videos mit Augenzeugenberichten des Holocaust sammelt. Angesichts der fast nebeneinander verlaufenden Debatten nimmt es nicht wunder, dass bis heute das entscheidende theoretische Problem der gesamten Zeugnisforschung ungelöst geblieben ist. Mary Louise Pratt hat es auf den Punkt gebracht:

[...] we still lack well-developed theoretical frameworks for specifying what testimonio is [...]. The lack of such interpretative and ethical frameworks has left the field open to the application of norms that are irrelevant and arbitrary (Pratt 2001: 41).

Die Schwierigkeiten, solche “theoretical frameworks” zu konstruieren, liegen nicht allein in der proteischen Vielfalt des Testimonialen. Sie liegen, wie sich bereits herausgestellt hat, in den unterschiedlichsten theoretischen Standpunkten verborgen. Bislang haben sie sogar eine systematische Klärung von Begriffen wie Zeuge, Zeugenschaft, Zeugnisaussage, Akt des Zeugnisablegens verhindert, so dass “strukturelle Differenzen, Überschneidungen, Verbindungslinien zwischen europäischen und amerikanischen Betrachtungs- und Beschreibungsformen zugunsten einer pauschalisierten Sichtweise” verdrängt worden sind (Segler-Meßner 2003: 11). Um den Konflikten und Blockierungen dieser narrativen und theoretischen Prozesse gründlicher nachzuspüren, beginnen wir unseren “hemisphärischen Blick” von dem heutigen Standort aus noch einmal auf die tiefer liegende Entstehungsgeschichte des modernen *testimonio/témoignage* zu richten, die unmittelbar mit den großen historischen Wenden der Modernegeschichte verbunden sind.

2. “Le témoignage sans réserves”: der Zeuge als Holocaust-Überlebender

Das Trauma des Holocaust bildet seit der Nachkriegszeit eine ständige Herausforderung für alles europäische Denken und Schreiben. Wie Georges Didi-Hubermann erinnerte, hatte Hannah Ahrendt schon 1946 in *L'image de l'enfer* angemerkt: “Auschwitz dépasse toute pensée politique existante, voire toute anthropologie? Il faut donc repenser jusqu’au fondement des sciences humaines en tant que telles” (Didi-Hubermann 2003: 38). Nicht allein verlor nach 1945 das Ideal einer angeblich universal gültigen Wahrheit jegliche Glaubwürdigkeit, ebenso musste auch ein seit dem Aufklärungsdiskurs autonom gesetztes Subjekt, das frei über sich und die Welt zu entscheiden vermochte, radikal in Frage gestellt werden. Die privilegierte Stellung und reflexive Selbstgewissheit des *cogito ergo sum* hatte sich als Grundlage einer Ethik der Selbsterhaltung entlarvt, die immer schon eine vorweggenommene Vernichtung des Anderen mit einkalkulierte (Liebsch 1997: 106). Aber erst fünfzig Jahre nach dem Holocaust konnte Giorgio Agamben die frühen Erschütterungen der Europäer offen aussprechen, wenn er im Konzentrationslager das “verborgene[s] Paradigma des politischen Raumes der Moderne” (Agamben 2002: 131) erkannte, das wie kein anderes eine in der bürgerlichen Gesellschaft herrschenden Logik der Ausschließung zum Ausdruck gebracht hat. Radikal von gesellschaftlicher Anerkennung ausgeschlossen menschlische Existenz hatte jedoch zuallererst der Kolonialismus hervorgebracht, der, wie Agamben ganz zum Schluss von *Homo sacer* erwähnt, “alle Bevölkerung der Dritten Welt in nacktes Leben” verwandelte (Agamben 2002: 189).

Der periphere Blick auf die humanen Katastrophen von Faschismus und Zweitem Weltkrieg musste sich daher grundlegend von der Reaktion der betroffenen Europäer unterscheiden. Die *colonisés* erkannten in diesem Alptraum weniger das singuläre Geschichtsereignis, als den paradoxen Höhepunkt einer jahrhundertealten kolonialen Vernichtungs- und Versklavungspolitik, die als Genozide durchaus zu ihrem kolonialen Alltag gehörte. Das Paradoxe war nur, dass dieses Ausschlussverfahren sich im Holocaust gegen ihre eigenen Erfinder richtete. Für den Martinikaner Aimé Césaire überspielte das europäische Entsetzen über die *Shoah* tief verdrängte Vorgänge, die nun

offenbar geworden sind, wie er in seinem *Discours sur le colonialisme* (1955) offen legt:

Ce que le très chrétien bourgeois du XXème siècle ne pardonne pas à Hitler, ce n'est pas le crime en soi [...] c'est le crime contre l'homme blanc d'avoir appliqué à l'Europe des procédés colonialistes dont ne relevaient jusqu'ici que les Arabes, les coolies de l'Inde et les nègres d'Afrique (Ferro 2003: 5).

Für die "Dritte Welt" stellte nach dem Holocaust die endgültige Umkehr der Logik der Ausschließung der Wilden, der Indianer, der Neger – "nichts an das Menschliche Anklingende" (Hegel 1995: 12, 122) – vorrangig kein Denkproblem, sondern ein praktisch-politisches Veränderungsprojekt dar. Einen ersten Versuch solcher Umkehr hatten in den dreißiger Jahren Aimé Césaire und Léopold Senghor mit dem Begriff der *négritude* unternommen, in dem moralische und kulturelle Ebenbürtigkeit zwischen Erster und Dritter Welt, zwischen Frankreich und seinen Kolonien, eingefordert wurde. Andere erkannten in den antikolonialen Befreiungsbewegungen die zweite große Wende der Modernegeschichte (Baratta 2003: 193) und waren, wie der Martinikaner Frantz Fanon, von dem Erfolg eines alternativen und selbstbestimmten Gesellschaftsexperiments in der "Dritten Welt" überzeugt. In Frankreich dagegen gab es zwar, wie das Beispiel Jean-Paul Sartre beweist, viel Unterstützung für eine antibürgerliche Perspektive in der "Dritten Welt". Doch blieb im französischen Blickpunkt *témoignage* vor allem mit den extremen Ereignissen des Holocaust verbunden.

Früh allerdings hatte sich ein Autor in der Zeugnisdebatte zu Wort gemeldet: Albert Camus förderte kurz nach Kriegsabschluss die Veröffentlichung von Konzentrationslagerberichten, so von Robert Antelmes *L'espèce humaine*. Er gehörte zu den ersten Autoren im Nachkriegsfrankreich, die die testimoniale Funktion des Erzählens innerhalb des modernen Romans neu auszulegen suchten: "*La peste* de Camus pourrait inaugurer un nouveau genre, les 'fictions du réel': la fiction et l'histoire" (Dana 1998: 92). Was Kritiker damals besonders befremdete, war die Wahl der Pest als Allegorie für das Vernichtungstrauma. Nach Roland Barthes, damals noch erklärter historischer Materialist, versperrte eine solche Allegorie eher den Zugang zu einem rationalen Erklärungsmutter der Geschehnisse. In einem öffentlichen Briefwechsel mit Camus erklärte er 1955: "J'estime une morale de l'explication plus complète qu'une morale de l'expression" (Lévi-Va-

lensi 1991: 193). Gründlicher konnte das Missverständnis nicht ausfallen. Wollte doch Camus in *La peste* gleichermaßen die ermutigende Erfahrung der *Résistance* wie die bestürzende Einsicht in die Weltkriegsereignisse mit dem Höhepunkt des Holocaust als ein "event without a referent" (Felman/Laub 1992: 102) gestalten. Gerade das Undenkbare und Unsagbare der historischen Ereignisse sollte eine neuartige Herausforderung an die Literatur wie die Philosophie werden. In den "témoignages sans réserves" (Camus 1947: 9), die sein Held Rieux sammelt und selbst niederschreibt, führt Camus das Scheitern der narrativen Beglaubigungsmöglichkeiten des Romans vor, wenn es um die realistische Wiedergabe von völlig unglaublich wirkenden Ereignissen wie Kriegspogrome und Holocaust ging. Im Gegenzug aber entdeckte er eine andere, tiefer gehende Authentizität in einem, durch die *Résistance*-Erfahrung bestärkten Verantwortungsbewusstsein des Schriftstellers, seiner Einbildungskraft eine politische Dimension zu geben, in dem er von nun an den "parti de la victime" (Camus 1947: 273) übernahm.

Noch Anfang der neunziger Jahre gehört Felman zu den ersten Interpreten, die die Besonderheiten testimonialen Erzählens in Camus' Werk genauer und systematischer untersuchte. Auch sie betont die Beziehung zwischen dem Gestus des Zeugnisablegens und seiner Entscheidung "to side with the targets of victimization" (Felman/Laub 1992: 117). Aber selbst Felman thematisiert nicht die Verbindungslinie zwischen dem Nachkriegsinteresse am Testimonialen und Camus' früher Ankündigung einer Poetik des Bezeugens. Sie klingt bereits in einer der ersten Eintragungen in seinen *Carnets* vom Mai 1935 an:

A mauvaise conscience, aveu nécessaire. L'œuvre est un aveu, il me faut témoigner [...] C'est dans cette vie de pauvreté, parmi ces gens humbles ou vaniteux, que j'ai le plus sûrement touché ce qui me paraît de sens vrai de la vie (Camus 1962: I, 16).

In dieser Aussage wird bereits der narrative Gestus des Zeugnisablegens mit einem Gebot existentiell begründeter Wahrhaftigkeit verbunden. Dieser Haltung liegt eine früh bejahte ethische Verpflichtung gegenüber jenen zugrunde, die Opfer doppelter Ausschlussverfahren waren: als Verlierer unter den *colonisateurs*, als Opfer auf der Seite der *colonisés*.

La Peste spiegelt nicht allein die Schwierigkeiten des glaubwürdigen Zeugnisablegens über Kriegskatastrophen und das Trauma der

Konzentrationslager wider. Camus' Roman schöpft seine besondere Wirkungskraft auch aus dem Anliegen seines Autors, "une communauté de témoins" (Dana 1998: 86) zu begründen, die den Widerstandsbund der *Résistance* fortsetzen sollte. Aber Camus unterschätzte den abwehrenden Verdrängungsimpuls seines Lesepublikums. Der Holocaust-Überlebende als Inbegriff des Entrechteten und Entwurzelten, völlig aus der realen Ordnung gestoßen und ganz und gar beziehungslos geworden, "un homme lazaréen" (Cayrol 1950: 12; Segler-Meßmer 2003: 132) fand erst in den siebziger Jahren die Aufmerksamkeit von Forschung und einem Lesepublikum, das nun gewillt war, die erzählten Grenzerfahrungen als *témoignage* oder Roman zu beglaubigen. Seit *La chute* begriff Camus, dass "le témoin comme le victime n'a pas d'allié" (Dana 1998: 86). Seine spätere Suche galt einem "art de vivre par temps de catastrophe" (Camus 1958: 18), der ihm und anderen helfen sollte, sich "aveuglément auprès de tous ces hommes silencieux" zu halten (Camus 1958: 21). Ihrem Schicksal hat er dann als Entwurf einer bislang diskurslos gebliebenen *culture de pauvreté* in seinem Romanfragment *Le premier homme* nachzuspüren versucht. Obwohl Camus niemals eine Aussage wie die von Agamben über die Konzentrationslager als "verborgenes Paradigma des politischen Raumes der Moderne" (Agamben 2002: 131) – formuliert hat, so trifft seine Radikalkritik an einer bürgerlichen Ethik der Funktionalität den Kern allen Denkens nach der Holocaust-Erfahrung. In *L'homme révolté* stellt er sich diesem Grundproblem: "Nous ne saurions rien tant que nous saurons pas si nous avons le droit de tuer cet autre devant nous ou de consentir qu'il soit tué" (Camus 1951: 16).

Die Problemlösung liegt für Camus in einer ethisch motivierten individuellen Revolte "devant une condition injuste et incompréhensive" (Camus 1951: 23). Sie ist nicht gleichzusetzen mit politisch motivierten Aufständen oder Revolutionen, die für ihn als gewaltsame Machtbehauptung erneut den Keim gesellschaftlicher Fehlentwicklung in sich tragen. In der Revolte wird jetzt eine allen Menschen vorgegebene gemeinsame Natur sichtbar, deren Prinzipien Maß und Grenze sind. Camus' solidarische Forderung nach Respekt vor der menschlichen Natur geht von einer "unbegrenzten Gültigkeit" der "allen Menschen gemeinsamen Würde" aus (Mairhofer 1999: 219). In diesem Anspruch auf einen unhintergehbaren Sinn von Gerechtigkeit verrät Camus seine naturrechtlichen Denkgrundlagen, wie sie von

dem ersten *Carnet* bis zu *Le premier homme* zutage treten. Das tatsächliche Maß dieser menschlichen Natur erkennt er vor allem in der selbst erfahrenen Armut und in den wenigen Gewissheiten, die das einfache Leben der Armen hervorbringt (Mairhofer 1999: 200). Camus ist allerdings niemals so weit gegangen, wie die beiden christlich orientierten Denker Emmanuel Lévinas und Paul Ricœur, eine eigene „herméneutique du témoignage“ und – mit ihr verbunden – eine Poetik und Ethik des Zeugnisablegens zu entwerfen. Dies ist möglicherweise einer der Gründe, warum weitaus weniger Camus als diese beiden Philosophen eine so überragende Rolle in der französischen Neubewertung der Zeugnisliteratur des Holocaust gespielt haben.

Alle drei Denker standen sich ebenso in ihrer Radikalkritik der bürgerlichen Moderne nahe, wie in ihrer grundsätzlichen Ablehnung der für sie trügerischen gesellschaftlichen Alternativen (Lévinas 1988: 88). Ihre Aufmerksamkeit galt vielmehr jener „irrealen Realität der Menschen, die im alltäglichen Weltgeschehen verfolgt werden“, „um deren Würde und Sinn sich die Metaphysik nie gekümmert hat [...]“ (Lévinas 1988: 101). Alle drei beunruhigte eine Frage: „Comment est possible une rencontre de cultures diverses, entendons: une rencontre qui ne soit pas mortelle pour tous?“ (Ricœur 1955: 335). In eine Erkundung möglicher Antworten flossen gleichermaßen Negativverfahren des Holocaust wie des Kolonialismus ein. Das Gebot – „Du darfst nicht töten“ – setzten diese Autoren bewusst gegen die tatsächlich in der Gesellschaft wirkende Gewalt (Ruchlak 2004: 147). Es ist eine Option unter vielen anderen real möglichen Sozialbeziehungen und damit nicht zuallererst eine historische Erfahrung, sondern in seiner Wirksamkeit begründet in Naturrecht, in jüdischem oder protestantischem Glauben.

Die „Gabe“ der Fürsorge, der Verantwortung gegenüber Verwundbarkeit des Anderen, der Dringlichkeit des „Mich-Angehens des Anderen“ (Wenzler 1989: XII), diese Gabe kann für Lévinas wie für Ricœur – gerade nach der *Shoah* – nur noch ein singuläres, kein daterbares Ereignis mehr sein. Diese Gabe schöpft vielmehr aus einer vor aller nachweisbaren Erfahrung eingegangenen ethischen Verpflichtung. Die Liebe, mit der der Andere in seinem Anderssein respektiert wird, verwandelt sich in die Tiefendimension einer Gerechtigkeit, deren vollkommene Verwirklichung sich nach 1945 endgültig als eine selbstzerstörerische Utopie erwiesen hat (Lesch 1990). In

dieser Konstellation ist das bürgerliche Subjekt völlig undefiniert. Es tritt nicht mehr mit dem "idealistischen Anspruch des seiner selbst gewissen wie der Welt mächtigen Ich" auf (Mayer/Hentschel 1990: 8). Es stellt keine autonome Vernunftsubstanz mehr dar und besitzt ebenso wenig eine nachweisbare Identität. Das Selbst kann von nun an nur bezeugt werden.

Zeugnis von sich ablegen ist für Lévinas und Ricœur nicht identisch mit dem Selbstzeugnis, sondern wird "ein grundlegend zwischenmenschliches Geschehen", in dem "Gewissheit nur aus dem Glauben des anderen" zu gewinnen ist (Liebsch 1997: 163). Insbesondere in Paul Ricœurs Aufsatz "L'herméneutique du témoignage" (1972) und einem späteren Text "Emmanuel Lévinas, penseur du témoignage" (1989) ist das Zeugnis radikal umgewertet worden. Nach Ricœur ist der Akt des Zeugnisablegens immer auf die Meinungsbildung anderer gerichtet und muss deshalb ebenso eine eigene Interpretation des Geschehens wie einen Appell zur Deutung für die Zuhörenden und Lesenden enthalten. Wahrheit und Glaubwürdigkeit verbleiben so innerhalb der offenen Kategorie des Verstehens, die nicht ohne jene Haltung auskommen kann, die Paul Ricœur "la croyance-confiance du témoignage" (Ricœur 1992b: 112) nennt. In dieser Formulierung wird bereits deutlich, dass Ricœur in seiner Hermeneutik nicht auf die pragmatische Dimension des Bezeugens setzt, eben auf das alltagspraktische, juristische oder historiographische Zeugnis. Weitaus mehr denkt er an *témoignage* im emphatischen Sinne, als narrativer Ausdruck einer "expérience de l'absolu" (Ricœur 1992b: 107), die keine nachweisbare Spur in das Geschichtliche mehr enthält und deshalb ein ganz neues Verantwortungsbewusstsein gegenüber dem Akt des Zeugnisablegens voraussetzt:

Si le témoignage doit être un problème philosophique et pas seulement, comme on le dira, juridique, voire historique, c'est dans la mesure où le mot ne se borne pas à désigner le récit. D'un témoin qui rapporte ce qu'il a vu, mais s'applique à des paroles [...] à des actions, à des vies, en tant que telles attestent au cœur de l'expérience et de l'histoire une intention, une aspiration, une idée qui passent l'expérience et l'histoire (Ricœur 1992b: 107).

Ricœur hat ebenso auf die gleiche griechische Etymologie von Zeugen und Märtyrer hingewiesen. Der Zeuge beweist nichts, sondern erfährt "une épreuve, une situation limite". Er nennt als Archetypen "le Ser-

viteur souffrant”, “le juste persécuté” (Ricœur 1992b: 116-117). Das entscheidende konstituierende Merkmal von *témoignage* ist in dieser Perspektive das Engagement, das einer im Zeugnis als Wort, als Tat oder sogar im Opfertod aufbringt (Schubert 2001: 90, 93).

Ausgehend von Lévinas' und Ricœurs Hermeneutik des Testimonialen hat die französische Zeugnisforschung der achtziger Jahre vor allem den *concentrationnaire*, das überlebende Holocaust-Opfer zum exemplarischen Zeugen erhoben. Dieser moderne oder postmoderne *témoignage* wurde klar von allen traditionellen und anderen zeitgenössischen Formen des Testimonialen abgesetzt. Anders als in Camus' *aveu*-Auffassung und anders als in der lateinamerikanischen Debatte zielte die französische Theoriesuche auf eine Sonderstellung des Holocaust-Zeugnisses gegenüber den Varianten von Erfahrungsliteratur: Populäre Lebensberichte und Bekenntnistexte von Grenzerfahrungen (Aids- und Krebskranke, Migranten und andere Opfergruppen) werden folgerichtig aus dieser Diskussion ausgespart. Eine Vermischung mit der besonderen Form der Holocaust-Erzählung soll umso mehr vermieden werden, als nur sie auf scheinbar einmalige Weise als “Unterbrechung, Innehalten oder Stillstand der Diskurse” zu wirken vermag (Weigel 1999: 119). Der narrative Akt des Zeugnisablegens zielt auf diese Weise ganz auf die Nichtdarstellbarkeit und Unverfügbarkeit des Ereignisses ab. So bleibt ein innerer Widerstreit bestehen: Das Zeugnis wird das Beispiel *par excellence* von “l’impensable” und “l’indicible” und in gleichem Maße für den Versuch, “de réserver le reste, l’oublié inoubliable dans l’écriture” (Schubert 2001: 120).

Camus, Lévinas und Ricœur haben das Zeugnis als einen über die rational erfassbare Geschichte hinausreichenden Erzählgestus begriffen, der gerade durch diese Tatsache mit einer besonderen ethischen Verantwortung aufgeladen werden konnte. Seit den achtziger Jahren, vor allem im Gefolge einer Umdeutung der ästhetischen Kategorien des Erhabenen und des Schrecklichen (Lyotard, Kristeva) nimmt dieser *témoignage* immer mehr das Attribut des Negativen an, wird zum Paradigma für alle aus der Sprache verdrängten, nicht assimilierbaren, nicht denkbaren, nicht sagbaren Trauma-Schichten der Wirklichkeit. Folgerichtig kommt es nicht allein in der französischen Forschung zu einer immer deutlicheren Verengung des Kanons auf ganz bestimmte Holocaust-Texte.

Ein hemisphärischer Blick fördert nun seit den neunziger Jahren eine allmähliche Annäherung zwischen europäischen und amerikanischen Zeugnisstudien hervor, die sowohl die Holocaust-Forschung als auch die englischsprachige Lateinamerikanistik umfassen. Shoshana Felman und Dori Laub wagten sich in *Testimony. Crises of witnessing in Literature, Psychoanalysis, and History* (1992) an eine neue Definition der testimonialen Erzählform, bei der sie klar an die französische These von seiner paradigmatischen Stellung innerhalb der modernen Literaturprozesse anknüpfen. Wenn Felman/Laub von dem "age of testimony" (Felman/Laub 1992: 5) sprechen, dann gehören zu diesem "Zeitalter" ebenso Vertreter der klassischen Moderne (Malarmé, Kafka, Camus u.a.) wie Autoren des Holocaust-Diskurses (Wiesel, Lanzmann) und die zahlreichen unbekannten Interviewpartner des *Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies* in Yale. Ausgehend von einer grundlegenden "crisis of witnessing" nach den Holocaust-Ereignissen stimmen Felman/Laub mit Ricœurs konsequenter Absage an das juristische oder journalistische Zeugnis Konzept als "report facts" (Felman/Laub 1992: 7) überein, das einem Aussage-wahrheiten verbürgenden Sprechakt entspricht. Am Gegenpol zu dieser "familiar notion" bekräftigt der performative Akt des Zeugnisablegens auch bei Felman/Laub die Unmöglichkeit eines "normalen" und damit vollständigen Verstehens traumatischer Ereignisse und Grenzerfahrungen. *Témoignage* vermittelt ebenso ein Wissen, das jenseits unserer konventionellen Auffassungen, eben nur testimonial und nicht in anderer Weise tradierbar ist. So bedeutet für Felman/Laub testimoniales Schreiben die fortwährende Erschütterung aller intellektuellen Sicherheiten und dahinter wirkenden Wahrnehmungs- und Denkgewohnheiten:

[...] we underscore the question of the witness, and of witnessing, as nonhabitual, estranged *conceptual prisms* through which we attempt to apprehend – and to make tangible to the imagination – the ways in which our cultural frames of reference and our preexisting categories, which delimit and determine our perception of reality have failed [...] (Felman/Laub 1992: XV).

In dieser unentwegten, verstörenden und verunsichernden Wirkung ist ein Konzept des Testimonialen zu erkennen, das eine Gattungsperspektive nur im Sinne von "transgénero" (Steimberg) zulassen kann, wie in den Debatten um das Melodramatische von einem die verschie-

densten Erzählformen und Diskursen übergreifenden “mode of excess” die Rede ist (Brooks 1995). “Transgénero” meint für Felman die überraschende Einsicht, “how testimony is indeed pervasive, how it is implicated – sometimes unexpectedly – in almost every kind of writing” (Felman/Laub 1992: 7). Diese nicht endende Beunruhigung von Autor und Leser offenbart für die Amerikanerin schließlich “the political dimension of oppression and the ethical dimension of resistance” (Felman/Laub 1992: 12) in der testimonialen Erzählgeste. *Testimony* wird auf diese Weise endgültig zum radikalen Kulminationspunkt einer Moderne-Ästhetik, die sich selbst ständig in Frage stellt und die gerade deshalb einen besonderen ethisch fundierten Appell an Schreibende wie Leser herausfordert.

3. Der Zeuge als Dauerrebell: Die periphere *Testimonio*-Debatte

In hemisphärischer Sicht sind erste Berührungspunkte zwischen französischen und amerikanischen Zeugnisdebatten deutlich geworden. In gleicher Weise werden allmählich die Gründe sichtbarer, warum sich die peripheren *estudios testimoniales* nur zögernd den epistemologischen Standorten des Zentrums angenähert haben. Im Gegensatz zu den weitgehend linksgerichteten Lateinamerikanern hatte keiner der führenden europäischen Zeugnistheoretiker ernsthaft an die Realisierbarkeit einer antibürgerlichen Gesellschaftsalternative geglaubt. So musste die nach 1989 völlig veränderte politische Weltsituation ganz unterschiedliche Auswirkungen auf die jeweiligen Forschungen haben. Für die *Testimonio*-Theorie bedeutete 1989 ganz einschneidend das Ende einer ganzen Ära. Sehr entschieden erklärte Georges M. Gugelberger das *testimonio* zu einem “product of ‘disciplinary fantasy’” (Gugelberger 1996: 17). Interessanterweise fordert derselbe Autor nicht allein “a more self- and metacritical spirit” (Gugelberger 1996: 1) in den lateinamerikanistischen *testimonial studies*. Er nimmt als einer der ersten Theoretiker den Dialog mit Felman/Laub auf und rückt so *testimonio* und *témoignage* näher aneinander. Zunächst merkt er richtig an, dass ein tiefer gehendes Verständnis von Zeugnis gerade durch Verallgemeinerungen wie “age of testimony” nur zu trügerischen Sammelbegriffen wie “testimonial literature” oder “testimonial discourse” verführen. Wichtig sind ihm vielmehr grundsätzliche Unterschiede zwischen peripheren und europäischen Zeugnisformen, die

hier erstmals in einer hemisphärischen Sicht zusammen geschaut werden:

Most certainly we do not wish to identify Holocaust testimonies, which are basically documentary, with the testimonio that wants to effect change and is quite different from documentary writing. The one has no audience, or perceives its audience as having vanished apocalyptically, while the other definitely lives from the hope and will to effect change or at least raise consciousness (Gugelberger 1996: 4).

Dieses Zitat ist in zweierlei Hinsicht aufschlussreich: Gerade Gugelbergers Aussage über Felmans Zeugnis-Konzept als "basically documentary" verrät durchaus noch jene "pauschalisierte Sichtweise", von der Silke Segler-Meißner spricht. Doch zeichnet sich hier bereits eine neue dialogische Öffnung auf den Vergleich der beiden Zeugnistypen und ihren unterschiedlichen Wirkungsabsichten ab. Während für ihn der europäische eher "apocalyptically" orientiert ist, bleibt der andere lateinamerikanische nach wie vor "from the hope and will to effect change" (Gugelberger 1996: 4) bestimmt. Eine solche vergleichende Sicht ist jedoch erst dann möglich geworden, als sich die bisherige theoretische Sicht auf scheinbar diametral entgegengesetzte Entwicklungen der "zentralen" und "peripheren" Zeugnisformen als trügerisch erweisen musste.

Mit dem *Cimarrón* war in Lateinamerika seit den siebziger Jahren der rebellierende Entrechtete der Kolonialzeit zum Sinnbild des Zeugen schlechthin geworden. Er stand für den Zeitgeist einer Epoche, die nicht allein von der Umkehr der Verhältnisse von "Dritter" und "Erster Welt" überzeugt war: "Europa está fatigada. América está ávida de acción" (Barnet 1983: 12). Die Intellektuellen gingen in dieser Epoche von einem marxistisch oder christlich begründeten Glauben an die realen Möglichkeiten objektiver gesellschaftlicher Konfliktlösungen oder an die moralische und intellektuelle Erneuerungskraft von *pueblo* und seiner Kultur aus. In der ersten euphorischen "kubanischen" Phase wurden bei der Preisvergabe der "Casa de las Américas" sehr unterschiedliche Formen von *literatura testimonial* aufgewertet: Memoiren, Tagebücher, Guerrilla-Berichte, Chroniken. Die *estudios testimoniales/testimonial studies*, wie sie seit den achtziger Jahre einen wichtigen Bereich spanisch- und englischsprachiger Lateinamerikanistik bildeten, haben jedoch vor allem eine spezifische Variante von *testimonio* kanonisiert. Die Interpreten von *Cimarrón* und *Menchú*

haben dabei eine traditionell juristische Zeugnisauffassung wiederbelebt, in der das Wahrheitsgebot und die Authentizität des doppelstimmigen Zeugnisablegens erneut an die aufgezeichnete Nachprüfbarkeit der Aussagen gebunden wurde, an "la ascunción del valor de verdad de los hechos" (Prada Oropeza 1986: 13). Gleichzeitig wurde hier eine aus dem bürgerlich-kolonialen Geschichtsdiskurs bislang ausgeschlossene "Wahrheit" der sozial und rassisch Unterdrückten bekräftigt. Es ging dabei gleichermaßen um die erstmals erschlossene "otra cara de la medalla" (Barnet 1983: 27) bürgerlicher Geschichte, es ging auch um eine entdeckte geschichtsverändernde Macht der unteren Schichten.

Zum Klingen gebracht wurden diese Stimmen der bisher diskurslos gebliebenen Anderen durch die neue Form einer Autobiographie. In ihr kam, wie später Theoretiker immer und immer wieder hervorhoben, eine emotionale "ethics" und "poetics of solidarity" (Moreiras 1996: 206) zwischen politisierten Intellektuellen und populären Gesprächspartnern zum Ausdruck. Zu diesen Berufsautoren gehörten Schriftsteller wie Philosophen. Bekannt ist die überragende Bedeutung, die Lévinas' und Ricœurs ethische Hermeneutik und ihre Ideen vom Anderen für die *filosofía de la liberación* eines Enrique Dussel besessen haben. Anders als Lévinas gibt der Argentinier jedoch der Ausschlusslogik ein historisches Gesicht, eben dasjenige des Kolonialprojektes, und dem Anderen ebenfalls einen konkreten Namen: Er ist der Arme und Hungernde als mestizischer, schwarzer und indianischer Bauer, Tagelöhner, Arbeiter. Aber der Begriff der Befreiung deutet bei Dussel nicht auf eine marxistische Revolutionstheorie, obwohl er bis zu *El último Marx* (1990) immer wieder die Annäherung an marxistisches Denken gewagt hat. Sein Ethos ist christlich bestimmt, sein Gerechtigkeitsempfinden ist im Grunde wie bei Lévinas metaphysisch bestimmt und ist gleichzeitig nicht von der Dringlichkeit der Lebensveränderungen der Anderen zu trennen. Ob nun *a priori* in christlicher Zuversicht verwurzelt oder durch marxistischen Geschichtsoptimismus bekräftigt: Die Solidarität zwischen einer ethisch und politisch engagierten Elite und dem populären, marginalisierten, subalternen Anderen bleibt in Lateinamerika eine grundlegende Denkvoraussetzung für alle Entwürfe eines testimonialen "theoretical framework" (Pratt 2001).

Im historischen Rückblick treten einige Besonderheiten dieser Theoriesuche schärfer hervor: So hat die Wiederkehr von Militärdiktaturen im *Cono Sur* der siebziger Jahre eine Flut von Zeugnissen hervorgebracht, sei es von überlebenden Opfern der chilenischen Lager (Hernán Valdés), sei es von argentinischen wie uruguayischen Verfolgten (Galeano, Rodolfo Walsh, Rosencof). Aber für die lateinamerikanistischen Zeugnisstudien wurde nicht das passive Opferbild eines “*hombre lazaréen*” von theoriebildender Bedeutung. Die Folter- und Opferberichte dieser Überlebenden waren für die Theoriebildung nur dann von Bedeutung, wenn die Erzählung des eigenen Traumas zum “*heroísmo del desnudamiento personal*” umgewertet werden konnte, der trotz drohendem Identitätsverlust “*deviene estímulo de la esperanza*” (Jara 1986: 1).

In dieser repressiven Phase lateinamerikanischer Geschichte kamen sich lateinamerikanische und europäische Debatten indirekt insofern näher, als das *testimonio* nicht länger allein für “*la experiencia crucial de la fractura y del cambio*” (García 2003: 22) stand, sondern nun für Geschichte als Katastrophe, als “*estado de emergencia*” (Yúdice 1992: 221). Georges Yúdice hatte schon 1992 Nähe und Unterschiede des *testimonio* gegenüber den Holocaust-Erzählungen hervorgehoben: “*El Holocausto subvierte toda posibilidad de un discurso referencial; se trata de una experiencia allende el conocimiento y la creencia.*” Von der sich hier abzeichnenden Nähe von Holocaust-Zeugnis und postmoderner “*écriture-experiencia de límites*” (Yúdice 1992: 214, 217) wird das *testimonio* deutlich abgesetzt. Das *testimonio* ist vielmehr von einer “*responsabilidad de la enunciación*” (Yúdice 1992: 214) getragen, die der jeweils Andere als Erzähler oder als zuhörender *compilador* niemals allein für sich trägt. Was das lateinamerikanische und das französische Zeugnis voneinander trennt, ist nicht in erster Linie die Einzigartigkeit der erzählten Vorgänge. Es ist die Fähigkeit von *testimonio*, trotz aller historischen Negativerfahrungen “*to induce solidarity at the service of the social emancipation of the subaltern*” (Moreiras 1996: 221).

Kein Text wurde deshalb so kanonisiert wie *Me llamo Rigoberta Menchú y así me nació la conciencia*. Das Lebensbeispiel der Menchú als Zeugin und Überlebende eines Genozids an der Quiché-Gemeinschaft und damit an ihrer Familie und als christlich gesinnte Aktivistin des indianischen Widerstands – war ideal geeignet, bestimmte angebe-

lich gattungsbestimmende Merkmale des *testimonio* noch einmal zu bestätigen und gleichzeitig in entscheidender Weise zu differenzieren. Da waren seine solidaritätsstiftende Macht des Testimonialen, die Rigoberta Menchú in ihrem Pariser Gespräch mit der Anthropologin Elizabeth Burgos ganz bewusst steuerte, sein Charakter als “acto comunitario de lucha por la sobrevivencia” (Yúdice 1992: 214). Da waren auch die neuartige Erzählautorität und die deutliche “conciencia” der Erzählerin, wenn sie am Buchende bestätigt: “Sigo ocultando mi identidad de indígena” (Menchú 1983: 377). Hervor trat nun das Zeugnis als eine überaus konfliktreiche Konstruktion, die dann in den neunziger Jahren endgültig als eine “of an illusory copresence between heterogeneous enunciative positions grounded in coexclusion” entlarvt worden ist (Williams 1996: 252). Noch bevor die Zeugnis-klassiker des *testimonio* in den Mittelpunkt heftiger Polemiken rückten, verdeutlichen schon zu Beginn der neunziger Jahre kritische Stimmen wie die von Elzbieta Skłodowska die problematischen Seiten einer solidarischen Hermeneutik. Insbesondere durchschaut sie Barnets scheinbar naive Annahme der “posible existencia de un terreno común, una convergencia de intereses por encima de las diferencias” (Skłodowska 1992: 116) mit seinem populären Interviewpartner Esteban Montejo. Jenseits ideologischer Lesarten sucht sie im *testimonio* “los distintos de su conflictividad interna” (Skłodowska 1992: 5) aufzuspüren, vor allem den Konflikt zwischen expliziter Poetik (*novela testimonio*) und impliziter Poetik (Oralität) und den daraus folgenden entgegengesetzten Glaubwürdigkeitsstrategien von Montejo und Barnett. Besonders verdächtig erscheint ihr der nachdrücklich, durch Buchlektüre und Archivbesuch bekräftigte Wahrheitsanspruch des *gestor* (“revelar la otra cara de la medalla”). Hinter ihm vermutet sie jenes Foucaultsche “Ausschlussverfahren” (Foucault 1991: 16) anderer Wahrheiten. Dass sie diese mit Recht hinter den “silencios” und “capítulos fantasmas” (Skłodowska 1992: 140) des Textes vermutete, sollten fünf Jahre später die Archivfunde des Historikers Michael Zeuske bestätigen (Zeuske 1997; Walter 2000).

Der beständige Kämpfer, der niemals Opfer sein wollte – “[...] no quiero morirme, para echar todas las batallas que vengan” (Barnet 1966: 212) – offenbart sich zum einen als Ideologem der Kubanischen Revolution, das von Glaubenswahrheiten getragen wird, und als ein zeitloser poetischer Mythos. Aus den aufgefundenen Archivquellen

trat ein Esteban Montejó als kleiner Landbesitzer und Komplize zweifelhafter Politiker und sogar künftiger Diktatoren wie Gerardo Machado (Zeuske 1997: 271-272) hervor, oder wie es Barnet heute sieht: "a victim of corruption [...] of his own history [...] of his legend" (Barnet 1997: 285). Wenn Barnet das angepasste, listige, soziale Überleben Montejós als "grey, murky life" (Barnet 1997: 284) abwertet, dann ist dieses Urteil weniger wichtig für das Mythenbild des *Cimarrón*, wohl aber für eine komplexe Gesichtssicht. Noch einmal wirft es ein beredtes Licht auf Rhetorik und Ausschlussmechanismen der emotional bekräftigten "poetics of solidarity".

Der andere kanonisierte Text wurde ebenfalls von den Folgen der epistemologischen Krise nach 1989 nicht verschont. Als der Anthropologe David Stoll in *Rigoberta Menchú and the Story of All Poor Guatemalans* (1990) die Nachprüfbarkeit und damit den Wahrheitsgehalt vor allem der dramatischsten Episode des Buches – die Ermordung von Rigobertas Bruder – durch Archivrecherchen und Interviews anzweifeln konnte, wurde diese Krise allen Beteiligten besonders eindringlich bewusst. Leicht war es, Stoll ein traditionell juristisches Modell des Zeugnisses als Wahrheitsaussage nachzuweisen, das längst durch die Holocaust-Forschung neu definiert worden war. Aber der "anderen Authentizität" des *testimonio*, die eben allzu lange allein durch eine "poetics of solidarity" (Moreiras 1996) ausreichend begründet schien, fehlte nun ein "theoretical framework", das der radikalen Infragestellung aller bisherigen idealisierten Konstruktionen eines "Third-World-Subject" und seiner Widerstandsmacht standhalten konnte.

Stolls Kritik galt nicht den problematischen Eingriffen von Herausgeberin Elizabeth Burgos, sondern ausdrücklich den Erzählverfahren der Zweitautorin Rigoberta Menchú. Sie richtete sich auch nicht gegen ihren "epic narrative", hinter dem sich ein von Stoll nicht angezweifelter Erzähltalent verbarg. Was Stoll vielmehr bezweifelte, war der Zeugenstatus der Menchú wie überhaupt der testimoniale Gestus des Buches: "May be it is time to liberate *I, Rigoberta Menchú* from the category of testimony" (Stoll 2001: 404). In der Gegenkritik der *Controversy* gegen Stoll wurde auffällig oft auf den Vergleich mit dem Holocaust-Zeugnis zurückgegriffen. Auf Stolls Infragestellen des Testimonialen entgegnet der Maya-Nachfahre und Anthropologe Victor D. Montejó: "[...] to imagine the recent Holocaust as an epic?"

(Montejo 2001: 390). Losgelöst von Emanzipationsutopien des populären und ethnisch Anderen, werden die noch ungeklärten Fragen nach dem epistemologischen Status der Zeugniserzählerin in die Nähe der Konzepte von *témoignage* und *testimony* gerückt. Um Rigobertas Text ebenso aus der kritikwürdigen idealistischen Inszenierung der "fetichization" (Stoll) wie aus einer passiven Opferrolle herauszulösen, wird die Wahrheitsfrage nicht länger an das Pathos von Widerstand und Veränderungswillen gebunden, sondern an Trauma und Verantwortung der Überlebenden.

Auch John Beverley, seit der kubanischen Debatte einer der wichtigsten Theoretiker der *testimonial studies*, wendet sich in seiner Antwort auf die Thesen von David Stoll ausdrücklich dem Felmanschen Zeugniskonzept zu. In ihm hat das Bezeugen von "historical truth" nichts gemein mit einem unmöglich gewordenen Nachweis der empirischen Fakten, sondern wird vielmehr als ein "breakage of a framework" (Beverley 1996: 206) ausgelegt. Rigoberta Menchú aber erwächst aus der erzählerischen Bewältigung solcher Grenzerfahrungen ein eigener und besonderer "kind of epistemological authority", der ihr ermöglicht, "[...] to negotiate its conditions of truth and representativity" (Beverley 2001: 228, 233). Hinter der eigenen solidarischen Hinwendung beginnt nicht allein Beverley, das geheime Überleben von kolonialen Konzepten eines letztlich doch unselbständig gebliebenen Zeugen als "native informant" und einer vorausgesetzten Teilung der Welt in Peripherie und Zentrum klar und endgültig aufzudecken. Rigoberta Menchú ihrerseits hat in einem Interview die hinter der "poetics of solidarity" verborgene Autoritätshierarchie klar auf den Punkt gebracht: "Lo que si efectivamente es un vacío en el libro es el derecho de autor [...]" (Brittin/Dworkin 1993: 214). John Beverley kommt folgerichtig auf eine illusionslose Diagnose: "[...] the moment of testimonio is over" (Beverley 1996: 280). Neben der Ausweitung des Forschungsgegenstandes *testimonio* und damit derjenigen Texte, die Grundlage eines umfassenden "theoretical framework" bilden können, wird gleichermaßen der ethische Impuls zum Zeugnis ablegen neu geprüft. Was für Georges Gugelberger nach allen epistemologischen Erschütterungen als testimonialer Erzählimpuls bleibt, ist "a nomadic and homeless genre with the hope for solidarity and community not only in Latin America" (Gugelberger 1996: 11). Andere Forscher der *estudios testimoniales* dagegen halten an den ursprüngli-

chen philosophischen und ethischen Grundlegungen einfach fest. So gesteht Gustavo García noch im Jahre 2003: “Para una aproximación ideológica al discurso testimonial hago uso de algunas categorías marxistas y postulados de la teología de la liberación” (García 2003: 15). War mit dem Aufstieg der Metapher des Postkolonialen den *testimonial studies* die selbstkritische Offenlegung idealistischer oder gar essentialistischer Sedimente in ihrer “hermeneutic of solidarity” (Moreiras 1996: 202) möglich geworden, so wird diese Chance von den heutigen *testimonialistas* offenkundig sehr unterschiedlich genutzt.

Wenden wir uns zum Schluss einer hemisphärisch geweiteten Sicht auf die Peripherie der frankophonen Literaturen zu, so fällt sogleich auf, dass der Begriff “postcolonialism” in der Frankophonieforschung deutlich als “notion adversative” und als “terme caduc” abgewertet wird (Bessière/Moura 2001: 10). Zusammengehalten durch den in der Metropole wie in den ehemaligen Kolonien gemeinsamen Sprachgebrauch sollte seit den siebziger Jahren in der Frankophonie ein Konstrukt entstehen, das Nationalliteratur und Frankophonie zu einer Polyphonie von Literaturstimmen verschmelzen konnte. Solche augenfälligen Besonderheiten der frankophonen Theoriedebatten konnten das Konzept des Testimonialen nicht unberührt bleiben lassen.

4. “Ne pas trahir l’écoute” – der frankophone Zeuge des Zeugen

Ich hatte schon zuvor nach der Geste des Zeugnisablegens bei Tahar Ben Jelloun gefragt. Allein schon die Formulierung “ne pas trahir l’écoute” rückt Ben Jelloun in die Nähe einer antikolonialen Haltung der *Testimonio*-Autoren. Nicht so sehr eine eigene Opferperspektive wird hier allerdings suggeriert. Vielmehr sollen Erfahrungen und Erzählbedürfnisse derjenigen bezeugt werden, die nicht über eine eigene Sprache und einen eigenen Diskurs zum Sagbarmachen verfügen. Die Nähe von Ben Jellouns “témoigner” und Camus’ frühem Bekenntnis zur Pflicht des *aveu* ist bislang nur selten thematisiert worden. Wohl aber hat er selbst einen der Ursprünge seines eigenen *Témoignage*-Konzeptes in der Auseinandersetzung mit westlichen Intellektuellen wie Paul Bowles verdeutlicht. Der Amerikaner hatte seit Anfang der fünfziger Jahre marokkanische Straßenerzählungen zu sammeln be-

gonnen. Dabei war er auf den später berühmten Mohamed Choukri gestoßen; seine ihm mündlich auf Spanisch erzählte Autobiographie *Le pain nu* erschien 1964 in Bowles' Übersetzung (Sigge 1997: 41ff.). Nur wenige Jahre später bezeichnet Jelloun in einem Zeitungsartikel dieses Übersetzungsverfahren als "un technique du viol" (Ben Jelloun 1972: 21). "Viol" – allein schon das Wort entlarvte die implizite Aussage in Bowles' Tätigkeit, dass eben nur die westlichen Berufsautoren in der Lage wären, die außereuropäischen Traditionen für eine ungewisse Zukunft zu bewahren. Aber Ben Jelloun ging viel weiter:

Bowles, attribuant au récitant le status d'auteur [...] veut saisir le réel de l'intérieur en se faisant doubler par un autochton de service cette littérature bâtarde [...] le marocain, le Tangérois en l'occurrence, ne peut se reconnaître dans cette image trompeuse et folklorique de la réalité (Ben Jelloun 1972: 21).

Dieser Verrat am Zuhören, den Bowles als Wahlmarokkaner ohne Arabischkenntnisse und ohne Tiefenwissen um die kulturellen Codes des Landes zwangsläufig an seinem "Informanten" begehen muss – von welchem Standort aus wird er eigentlich so polemisch freigelegt? Als Ben Jelloun im Jahre 1972 den Streit mit dem Amerikaner auflöste, hatte er bereits Paris als seinen Lebens- und Schreibort gewählt. Eine der führenden Theoretikerinnen der *postcolonial studies*, Gayatri Chakravorty Spivak, hat in *A Critique of Postcolonial Reason* (1999) die konfliktreiche Position dieser postkolonialen Emigranten in den Metropolen beleuchtet, die gefährvolle Gratwanderung zwischen der selbst begründeten Autorität als "custodian of decolonisation" und den realen Möglichkeiten eines Dialogs mit dem fernen "native informant": "Elite 'postcolonialism' seems to be as much a strategy of differentiating oneself from the racial underclass as it is to speak in its name" (Spivak 1999: 358). Wie schon zuvor angedeutet, hat der frankophone Schriftsteller Ben Jelloun zwar die eigene Stellung weniger unter dem Etikett des Postkolonialen gesehen, wohl aber ihre inneren Konflikte durchschaut.

Bereits seit Anfang der siebziger Jahre ein gefragter Kolumnist in *Le Monde*, hat er seine Sonderstellung klar erfasst: "Ils me considéraient jamais un immigré, mais comme un Français assimilé" (Ben Jelloun 1984: 51-52). So geht seine heftige Kritik an der typisch westlichen Vereinnahmungstechnik außereuropäischer Kulturen durchaus einher mit einer ironisch gebrochenen Sicht auf den Zwiespalt zwi-

schen dem “spécialiste’ de l’immigration” (Ben Jelloun 1984: 9) und der nur bescheiden bewerteten Aussagekompetenz als *native informant*. Weit entfernt von einer selbstsicheren Hermeneutik der Solidarität gegenüber dem populären Anderen seines Heimatlandes, hat Ben Jelloun in Frankreich überdies die von Lévinas und Ricœur aufgezeigte Krise der Zeugenschaft verinnerlicht.

In *Hospitalité française* (1984) entwirft er – Ideen von Lévinas, Ricœur und Derrida sowie einem arabischen Umgangscodex aufnehmend – eine interkulturelle Ethik. Schon der Begriff der “hospitalité” bedeutet ein Plädoyer für “une France multiraciale, enrichie par le métissage des visages et des cultures” und gegen ihre rassistischen und xenophobischen Dunkelseiten (Ben Jelloun 1984: 194). In seinem Erzählwerk zeigt sich dagegen die Krise der Zeugenschaft als ein nicht lösbarer Widerstreit zwischen der ethisch motivierten Dringlichkeit, etwas zu verändern auf der einen Seite und dem fatalen, aus postmoderner Ästhetik geschöpften Bewusstsein einer “impuissance fondamentale de la parole poétique” (Novén 1996: 22-23) auf der anderen Seite. In *Postface/L’écriture* offenbart sich Ben Jelloun in diesem unentwogenen Widerstreit:

J’écris pour ne plus avoir de visage. J’écris pour dire la différence. La différence qui me rapproche de tous ceux qui ne sont pas moi, de ceux qui composent la foule qui m’observe et me trahit. Je n’écris pas *pour* mais *en et avec* eux (Ben Jelloun 1976: 191).

Dieses Schreiben “en” und “avec eux” inszeniert Ben Jelloun – anders als die *Testimonio*-Autoren – vor allem als ein fiktives Konstrukt des Zuhörens. Symptomatisch für seine testimoniale Poetik wird der Roman *L’écrivain public*, in dem er in die Maske des *katib* schlüpft. Das ist jener öffentliche Schreiber der marokkanisch-arabischen Städte, der immer “à l’écoute” derjenigen zu sein hat, die ihre Bedürfnisse als Analphabeten nicht selbst einzufordern vermögen. Wie ironisch Ben Jelloun diese Rolle inszeniert, zeigt die Äußerung einer unbekannten Frau, die dem hergereisten *katib* gegenüber äußert:

Je sais, nous ne parlons pas le même langage [...] Nous ne savons pas lire. Nous ne savons pas écrire. Mais nous savons tellement de choses [...] je sais que [...] tu viens de temps en temps au pays et que tu essaies de rester en contact avec la terre et les visages (Ben Jelloun 1983: 173, 174).

Bei dem *katib* handelt es sich also um eine simulierte Begegnungssituation nicht mit verbürgten konkreten Personen, sondern mit "l'ensemble de la communauté maghrébine, voire arabe" (Novén 1996: 90).

Dem Anderen Gehör zu verschaffen wird im strikten Sinne kein referentielles, sondern ein hyperfiktives Bezeugen. Dieses fortwährende Spiel um die trügerische Wahrheit der Zeugenschaft kann Ben Jelloun umso meisterhafter inszenieren, je intensiver er in seine Poetik eine klassische arabische Tradition der Selbstfindung einbringt: die islamische Mystik. Der Sufismus bedeutet dem Marokkaner eine westlichen Religionsvorstellungen besonders nahe stehende, weil tolerante und individuell verinnerlichte Glaubensauslegung. Außerdem gilt ihm diese arabische Mystik als überaus poetisches Beispiel ekstatisch aufgeladener Zeugenschaft. Ganz ähnlich den Berichten von Holocaust-Überlebenden gehen im sufistischen *témoignage* überprüfbare Wahrheit und Selbsterfindung ununterscheidbar ineinander über.

In seinem Roman *Cette aveuglante absence de lumière* (2001) folgt Ben Jelloun jedoch erstmals dem authentischen Überlebensbericht des Häftlings Aziz Binebine im Wüstengefängnis von Tazmart, in dem er, nach einem fehlgeschlagenen Putsch gegen König Hassan II. von 1971, über zwanzig Jahre geradezu dahinvegetieren musste. Als der Roman im Jahre 2000 erschien, brach sogleich eine Zeitungspolemik zwischen Ben Jelloun und dem lebenden Zeugen Aziz Binebine aus. Unter den gegenseitigen Vorwürfen steht hier nur Ben Jellouns Umgang mit dem Zeugentext zur Diskussion, über den der eigentliche Zeuge kurz nach Erscheinen des Buches schreibt:

Dis moi s'il te plaît ne pourrais-tu insérer quelques lignes pour dire que c'est un roman tiré d'une histoire vraie. Mais que les personnages et les événements n'ont pas été respectés dans leur intégralité (Ben Jelloun/Binebine 2001: 5).

In der Tat hat Ben Jelloun das Überleben seines Helden ganz als Lehrbeispiel für die lebenserhaltende Macht sufistischen Glaubens ausgelegt. Nach Ben Jelloun hat Azis Binebine, was von ihm eben grundlegend bestritten wird, die Extremsituation allein durch ein völliges "détachement [...] que j'appellerai extase" (Ben Jelloun 2001: 164) bewältigt, "s'en éloignant pour ne pas être l'esclave de ses souffrances, de ses appétits et de ses délires" (Ben Jelloun 2001: 189). Auf eine poetisch intensive Weise wird in diesem Roman eine schein-

bar aus allen Zeitbezügen gefallene Ausnahmeexistenz heraufbeschworen, deren Leiden durch Kälte, Dunkelheit, Schmerz, Todesnähe fast körperlich nachzuspüren ist. Diese Augenblickbeschreibung ist von großer Eindringlichkeit, aber in der mystisch gedeuteten ZeuGENschaft rückt die verbürgte historische Erinnerung in eine seltsam unwirkliche Ferne.

So lässt er den Protagonisten als Gefangenen sagen: “Se souvenir, c’est mourir”, aber selbst der freigelassene Überlebende gesteht noch: “Je décidai de ne plus me souvenir” (Ben Jelloun 2000: 22). Aber der ganze Roman wäre doch ohne die Erinnerungsleistung des verbürgten Zeugen ungeschrieben geblieben. Der Zusammenhang zwischen der suggerierten Zeitlosigkeit der Todesnähe und dem wirklichen Überlebenden wird erneut als ein fiktives Konstrukt offenbar. Ein solcher inszenierter Widerspruch zwischen der Absage an das Ethos des Erinnerns und der tatsächlichen Strategie des Bezeugens bringt den Autor in deutliche Loyalitätskonflikte mit seinem noch lebenden Zeugen. Der Eindruck drängt sich auf, dass Ben Jelloun hier an die Grenze seines eigenen testimonialen Anspruchs gelangt ist, mehr noch: Als Zeuge des Zeugen tritt Ben Jelloun hier durchaus nicht im Sinne von “essayer de ne pas trahir l’écoute” bescheiden hinter der realen Opferperspektive des Anderen zurück.

Ben Jellouns überragende Präsenz in der literarischen Öffentlichkeit Frankreichs hat die Wirkungsgeschichte anderer ZeuGENaussagen von Tazmamart erheblich erschwert. Ein Beispiel gibt Ahmed Marzouki in *Tazmamart. Cellule 10* (2000). Marzouki bestätigt durchaus die therapeutische Rolle des Koran, wie überhaupt des Geschichtserzählens beim Überleben – ein zentraler Aspekt der gesamten Zeugnisdebatte – doch nehmen solche Beschäftigungen bei ihm keineswegs die Dimension mystischer Entrücktheit an: “[...] nous connaissons tous le coran par cœur, mais nous décidâmes de replacer les études coraniques par le jeu d’échecs. Mais dans quelles conditions!” (Marzouki 2000: 131). Überhaupt zeigt Marzoukis Zeugnis den Abstand zwischen Ben Jellouns testimonialen Experiment und realen Praktiken einer populären Selbstbehauptung, die unter extremsten Bedingungen auf Listen, Finten, Humor und vor allem auf praktische Solidarität setzt:

On verra plus tard les ruses et astuces infinies auxquelles nous recourûmes pour tromper la vigilance, acheter le silence ou gagner la confiance

de ces sous-officiers illettrés [...] Malgré tout, chacun était sensible aux arguments des autres (Marzouki 2000: 151).

Für einen erneuten hemisphärischen Blick auf die internationalen Zeugnisdebatten um “the lack of interpretative and ethical frameworks” des Testimonialen gewinnen auch die offenkundig gewordenen Widersprüche um die frankophone Geste des Testimonialen eine besondere Bedeutung.

5. “The moment of testimonio is over?” Ein Ausblick

In einem hemisphärischen Überblick sind Annäherungen und autonome Parallelentwicklungen in den Zeugnisdebatten offensichtlich geworden. Zutage gefördert wurde die übergreifende Einsicht in einen “lack of interpretative and theoretical frameworks” (Pratt 2001). Er betrifft nicht so sehr die Theoriebemühungen in den unterschiedlichen Zeugnisforschungen, sondern den Mangel an einer übergreifenden Epistemologie sowohl für traditionelle wie moderne, europäische und periphere Zeugnisformen. Ebenso deutlich treten die jeweils direkt oder indirekt thematisierten Auswirkungen des welthistorischen “im-passe” nach 1989 auf die Theoriedebatten zutage, selbst wenn die Reaktionen auf den “Wendepunkt” sehr unterschiedlichen inneren Logiken folgten. Hemisphärisch betrachtet stellen jedoch die tatsächlich eingesetzten Annäherungen sowie das transkulturelle Phänomen des Testimonialen die gängige diskursive Scheidung in Peripherie und Zentrum durchaus in Frage. “Wendepunkt” bedeutet auch das Ende einer bestimmten Ära. “The moment of testimonio is over”, verkündet John Beverley und zielt auf eine bestimmte “poetics of solidarity”, die sich gleichermaßen als politische wie epistemologische Illusion erwiesen hat. Felmans “age of testimony” bezieht sich dagegen auf den gewandelten Status des Zeugnisablegens innerhalb der heutigen Moderne-Ästhetik. Felman gilt die erzählende Bewältigung von Grenzerfahrungen – ganz gleich in welcher literarischen Gattung vollzogen – als Paradigma dieser Ästhetik, die das Literarische an der Grenze des Traumatischen ansiedelt. Aus der Sprache verdrängt, trägt *testimony* eine tiefinnere, niemals Aussageform annehmende Wahrheit und ethische Verantwortung in sich. Deutlich wird hier der tiefer liegende Zusammenhang zwischen einer “crisis of witnessing” und einer generellen “Krise des Urteils” der Postmoderne. Nach Karlheinz Barck

zeigt sich diese Krise in einer vor allem von François Lyotard vollzogenen Neudeutung des ästhetischen Urteils "als Nichtübertragbarkeit ins Moralische, Politische, Rechtliche" markiert (Barck 2000: I, 311).

Hier nun offenbart sich die paradoxe Stellung der Zeugnisforschung innerhalb der heutigen Modernedebatten. Sowohl für Ricœur wie für Gugelberger, Felman und Ben Jelloun tragen *témoignage*, *testimony*, *testimonio* unverkennbar einen ethisch-politischen Appellcharakter. Bei Felman liegt diese Dimension in der unentwegten Verfremdung und Infragestellung aller Wahrnehmungs- und Denkgewohnheiten ("nonhabitual, estranged *conceptual prisms*"), für Gugelberger bleibt *testimonio* trotz aller epistemologischen Erschütterungen "a nomadic and homeless genre with the hope for solidarity" (Gugelberger 1996:11). Und für Ben Jelloun unterscheiden sich afrikanische Autoren von ihren westlichen Kollegen dadurch, dass sie sich eben nicht erlauben können, "d'écrire n'importe quoi, de cultiver une subjectivité totale" (Nicolini 1987: 67). Mit dieser Entgegensetzung werden allerdings fast alle an der *Témoignage*-Debatte beteiligten Autoren, voran Albert Camus, in eine irreführende Typologie eingesperrt.

Beverley fügt seiner Diagnose bezeichnenderweise hinzu: "Not [...] *testimonio* as such: that will go on [...]" (Beverley 1996: 280). Im Grunde können wir immer noch auf Beverleys *Testimonio*-Definition von 1989 zurückgreifen, wenn wir sie von einem ungültigen ideologischen Gerüst befreien:

The situation of narration in *testimonio* has to involve an urgency to communicate, a problem of repression, poverty, subalternity, imprisonment, struggle for survival [...] implicated in the act of narration itself (Beverley 1996: 26).

Einmal mehr werden hier die Berührungspunkte mit Camus' Impuls zum "aveu" sichtbar.

Die heutige Ablösung der testimonialen durch eine fiktive Holocaust-Bewältigung, wie sie die Generation der Nicht-Beteiligten vollzieht, hat in die europäische Theoriediskussion neue und folgenreiche Aspekte gebracht. Sie betreffen das Hinterfragen dessen, was wir in Zukunft, jenseits vergangener Utopien und politischer Illusionen, jenseits von postmodernen oder postkolonialen Inszenierungen, unter dem Testimonialen verstehen werden, wo der Ort für den Gestus des Zeugnisablegens innerhalb anderer Erzählformen in Zukunft sein wird. Für die lateinamerikanistischen *testimonial studies* wirkt in der

gegenwärtigen Übergangssituation vielleicht Alberto Moreiras' Vorschlag am überzeugendsten, wenn er das *testimonio* in jener "twilight region" des Realen ansiedelt, "where the literary breaks off into something else, which is not so much the real as it is its unguarded possibilities" (Moreiras 1996: 195). Diese unentwegte Anstrengung, für solche "unguarded possibilities" von realen Katastrophen und Überlebenskämpfen eine sagbare Erzählung und vorstellbare Bilder zu finden, haben frühe Holocaust-Schreiber wie heutige Zeugen gemeinsam.

Silke Segler-Meißner hat auf den Widerstreit der Holocaust-Debatte unter Philosophen, Schriftstellern und Wissenschaftlern hingewiesen, die Robert Antelmes *L'espèce humaine* von 1947 als Beleg "entweder für die Theorie des Unsagbaren oder die Konstitution einer neuen realistischen Literatur" beanspruchen (Segler-Meißner 2003: 223). Allein Albert Camus' Nachdenken über das Zeugnisablegen könnte das Trügerische solcher Gegensätze verdeutlichen. Der ideologische Trick eines David Stoll, Rigoberta Menchús Erzählung den Zeugnischarakter abzusprechen, um sie im Reich der Epik zu belassen, ist leicht durchschaubar. Das Verhältnis von Testimonialen und Literarischem ist aber keinesfalls schon durchschaut oder gar umgedeutet, wie das frankophone Beispiel veranschaulicht hat. Überdies lassen die Theoretiker der Holocaust-Forschung die heutigen Dringlichkeiten testimonialer Erzählpraxis von Grenzerfahrungen außerhalb ihres Nachdenkens. Aber für die Generation derjenigen, die nicht mehr Augenzeugen vergangener Traumata sind, wohl aber Augenzeugen heutiger Katastrophen werden können, wird nun eine Aussage von Imre Kertész aus seinem *Galeerentagebuch* (1993) immer wichtiger: "Das Konzentrationslager ist ausschließlich als Literatur vorstellbar, als Realität nicht. (Auch nicht – und vielleicht sogar dann am wenigsten –, wenn wir es erleben)" (Kertész 1993: 253). Was aber wird hier eigentlich unter Literatur verstanden? Muss nicht die testimoniale Annäherung an die "unguarded possibilities" des Realen einhergehen mit einer Neudeutung des Literarischen?

Der hemisphärische Blick hat uns also nicht allein eine weltweite Verknüpfung unterschiedlicher narrativer und theoretischer Bemühungen ermöglicht, er legt vielmehr die tiefer liegende gemeinsame ethische Beunruhigung frei. Vielleicht ist Ottmar Ette diesen Dimensionen am nächsten gekommen, wenn er das Literarische als "nicht

nur lebensgestaltende, sondern auch lebensrettende Kraft" definiert und "die Fähigkeit von Literatur" hervorhebt: "[...] in den unterschiedlichsten kulturellen und sozialen Kontexten die dispersen Fragmente des Lebenswissens in ein Überlebenswissen zu verwandeln" (Ette 2004: 14). Innerhalb dieses Konzeptes von Überlebenswissen kann die erzählende Geste des Zeugnisablegens auf neue Weise verortet werden: Nicht länger als Beweis für eine "esthétique de l'inimaginable" die nach Aussage von Didi-Hubermann nur ein Beispiel für "une triviale esthétique négative" darstellt. Weitaus wesentlicher ist für ihn vielmehr der "pont entre l'esthétique et l'éthique" (Didi-Hubermann 2004: 202), den gerade testimoniales Erzählen zu schlagen vermag. Wenn Beverley seine Diagnose mit einer erneuten Frage beendet – "What is left today of the desire called testimonio?" (Beverley 1996: 282) – dann erfordert die Suche nach der angemessenen Antwort mehr denn je eine gemeinsame theoretische Auslegung der "enunciación de responsabilidad" (Yúdice 1992) im zukünftigen *témoignage*, *testimonio*, *testimony*.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (1977): "Kulturkritik und Gesellschaft". In: (Ders.): *Gesammelte Schriften*. Hrsg. von Rolf Tiedemann. Bd. 10, 1, Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 11-30.
- Agamben, Giorgio (2002): *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Baratta, Giorgio (2003): *Das dialogische Denken Antonio Gramscis*. Frankfurt/Main: Lang.
- Barck, Karlheinz (2000): "Ästhetik" und "Avantgarde". In: *Work in Progress: Ästhetische Grundbegriffe. Ein Historisches Wörterbuch in 7 Bänden*. Bd. 1, Stuttgart/Weimar: Metzler-Verlag
- (2002): "Ästhetik/ästhetisch". In: Barck, Karlheinz (Hrsg.): *Ästhetische Grundbegriffe*. Bd. 1, Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 308-400.
- Barnet, Miguel (1966): *Biografía de un cimarrón*. La Habana: Instituto de Etnología y Folklore.
- (1983): *La fuente viva*. La Habana: Letras Cubanas.
- (1997): "The intouchable Cimarrón". In: *New West Indian Guide/Nieuwe West-Indische Gids* LXXI, 3-4, S. 281-289.
- Ben Jelloun, Tahar (1972): "Une technique du viol". In: *Le Monde* (09.06.), S. 21.
- (1980): "Postface/l'écriture". In: (Ders.): *Les amandiers sont morts de leurs blessures*. Paris: Librairie François Maspero, S. 191-192.

- (1983): *L'écrivain public*. Paris: Seuil.
- (1984): *Hospitalité française*. Paris: Seuil.
- (2000): "Papa, was ist ein Fremder? Gespräch mit meiner Tochter. Aus dem Französischen von Christiane Kayser". In: *rororo Taschenbücher*, 4. Aufl., Berlin: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- (2001): *Cette aveuglante absence de lumière*. Paris: Seuil.
- Ben Jelloun, Tahar/Binebine, Aziz (2001): "Un faux procès". In: *Maroc Hebdo International* 448, S. 5.
- Bessière, Jean, Moura, Jean-Marc (2001): *Littératures postcoloniales et francophonie*. Paris: Honoré Champion.
- Beverly, John (1996): "The Real Thing". In: Gugelberger, Georges (Hrsg.): *The Real Thing. Testimonial Discourse and Latin America*. Durham/London: Duke University Press, S. 266-286.
- (1996): "The Margin at the Center: On Testimonio". In: Gugelberger, Georges (Hrsg.): *The Real Thing. Testimonial Discourse and Latin America*. Durham/London: Duke University Press, S. 23-41.
- (2001): "What Happens when the Subaltern Speaks: Rigoberta Menchú. Multiculturalism, and the Presumption of Equal Worth". In: Arias, Arturo (Hrsg.): *The Rigoberta Menchú Controversy*. Minneapolis: University of Minnesota Press, S. 219-237.
- Brittin, Alice/Dworkin, Kenya (1993): "Los indígenas no nos quedamos como bichos aislados, inmunes, desde hace 500 años. No, nosotros hemos sido protagonistas en la historia". In: *Nuevo texto crítico* VI, 11, S. 207-222.
- Brooks, Peter (1995): *The Melodramatic Imagination. Balzac, Henri James, Melodrama, and the Mode of Excess*. New Haven/London: Yale University Press.
- Camus, Albert (1947): *La Peste*. Paris: Gallimard.
- (1951): *L'homme révolté*. Paris: Gallimard.
- (1958): *Discours de Suède*. Paris: Gallimard.
- (1962): *Carnets I*. Paris: Gallimard.
- Cayrol, Jean (1950): *Lazare parmi nous*. Paris: La Baconnière/Seuil.
- Dana, Catherine (1998): *Fictions pour mémoire. Camus, Péric et l'écriture de la shoah*. Paris: L'Harmattan.
- Didi-Hubermann, Georges (2003): *Images malgré tout*. Paris: Minuit.
- Dussel, Enrique (1989): *Philosophie der Befreiung*. Berlin: Argument.
- Ette, Ottmar (2004): *ÜberLebenswissen. Die Aufgabe der Philologie*. Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Felman, Shoshana (1992): "Education and Crisis, or the Vicissitudes of Teaching". In: Felman, Shoshana/Laub, Dori (Hrsg.): *Testimony. Crisis of Witnessing in Literature, Psychoanalysis, and History*. New York: Routledge, S. 1-56.
- Felman, Shoshana/Laub, Dori (1992): *Testimony: Crises of Witnessing in Literature, Psychoanalysis and History*. New York: Routledge.
- Ferro, Marc (2003): *Le livre noir du colonialisme. XVIe-XXIe siècle: de l'extermination à la repentance*. Paris: Laffont.

- Foucault, Michel (1991): *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt/Main: Fischer.
- García, Gustavo V. (2003): *La literatura testimonial latinoamericana. (Re)presentación y (auto)construcción del sujeto subalterno*. Madrid: Pliegos.
- Guattari, Felix (1992): *Chaosmose*. Paris: Galilée.
- Gugelberger, Georges M. (1996): "Institutionalization of Transgression. Testimonial Discourse and Beyond". In: Gugelberger, Georges (Hrsg.): *The Real Thing. Testimonial Discourse and Latin America*. Durham/London: Duke University Press, S. 1-19.
- Hegel, G. W. F. (1986): "Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte". In: (Ders.): *Werke*. Bd. 12, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- (1995): *Introdução às lições histórica da filosofia*. Porto: Porto Ed.
- Jara, René (1986): *Testimonio y literatura*. Minneapolis, Minn.: Institute for the Study of Ideologies and Literature.
- Kertész (1993): *Galeerentagebuch*. Aus dem Ungarischen von Kristin Schwamm. Berlin: Rowohlt.
- Lesch, Walter (1990): "Fragmente einer Theorie der Gerechtigkeit. Emmanuel Lévinas im Kontext zeitgenössischer Versuche einer Fundamentalethik (Habermas, Lyotard, Derrida)". In: Mayer, Michael/Hentschel, Markus (Hrsg.): *Lévinas. Zur Möglichkeit einer prophetischen Philosophie*. Gießen: Focus, S. 164-176.
- Lévi-Valensi, Jacqueline (1991): *La peste d'Albert Camus*. Paris: Gallimard.
- Lévinas, Emmanuel (1988): *Humanismus des Anderen*. Hamburg: Felix Meiner.
- Liesch, Burkhardt (1997): *Vom Anderen her: Erinnerung und Überleben*. Freiburg/München: Verlag Karl Albert.
- Lyotard, Jean-François (1984): *Le différend*. Paris. Minuit.
- Mairhofer, Elisabeth (1999): *Das Absurde und die Würde des Menschen. Albert Camus' Denken im rechtsphilosophischen Zusammenhang*. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft.
- Marzouki, Ahmed (2000): *Tazmamart. Cellule 10*. Paris: Gallimard.
- Mayer, Michael/Hentschel, Markus (Hrsg.) (1990): *Lévinas. Zur Möglichkeit einer prophetischen Philosophie*. Gießen: Focus.
- Menchú, Rigoberta (1983a): *Me llamo Rigoberta Menchú*. Hrsg. von Elizabeth Burgos Debray. La Habana: Casa de las Américas.
- (1983b): *Me llamo Rigoberta Menchú y así me nació la conciencia*. Hrsg. von Elizabeth Burgos Debray. Barcelona: Argos Vergara.
- Montejo, Victor D. (2001): "Truth, Human Rights, and Representation: The Case of Rigoberta Menchú". In: Arias, Arturo (Hrsg.): *The Rigoberta Menchú Controversy*. Minneapolis/London: University of Minnesota Press, S. 372-391.
- Moreiras, Alberto (1996): "The Aura of Testimonio". In: Gugelberger, Georges M.: *The Real Thing. Testimonial Discourse and Latin America*. Durham/London: Duke University Press, S. 192-224.
- Nicolini, Elisabeth (1987): "Interview de Ben Jelloun". In: *Jeune Afrique* 1394, S. 65-67.

- Novén, Bengt (1996): *Les mots et le corps. Etude des procès d'écriture dans l'œuvre de Tahar Ben Jelloun*. Stockholm: Uppsala University.
- Prada Oropeza, Renato (1986): "De lo Testimonial al Testimonio. Notas para un deslinde del discurso testimonio". In: Jara, René/Vidal, Hernán (Hrsg.): *Testimonio y Literatura*. Minneapolis/London: University of Minnesota Press, S. 7-22.
- Pratt, Mary Louise (2001): "I, Rigoberta Menchú and the 'Culture Wars'". In: Arias, Arturo (Hrsg.): *The Rigoberta Menchú Controversy*. Minneapolis/London: University of Minnesota Press, S. 29-57.
- Rama, Ángel (1995): "Conversación en torno del testimonio". In: *Casa de las Américas* XXXVI, 200, S. 122.
- Ricœur, Paul (1955): *Histoire et vérité*. Paris: Seuil.
- (1992a): "L'herméneutique du témoignage". In: (Ders.): *Lectures 3, Aux frontières de la philosophie*. Paris: Seuil, S. 107-139.
- (1992b): "Emmanuel Lévinas, penseur du témoignage". In: (Ders.): *Lectures 3. Aux frontières de la philosophie*. Paris: Seuil, S. 83-104.
- Ruchlak, Nicole (2004): *Das Gespräch mit dem anderen. Perspektiven einer ethischen Hermeneutik*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Schubert, Katja (2001): *Notwendige Umwege. Voies de traverse obligées. Gedächtnis und Zeugenschaft in Texten jüdischer Autorinnen im Deutschland und Frankreich nach Auschwitz*. Hildesheim: Georg Olm.
- Segler-Meißner, Silke (2003): *Literatur und Zeugenschaft. Zu Darstellung und Interpretation der Shoah in Frankreich*. Stuttgart: Unveröffentlichte Habilitationsschrift.
- Sigge, Barbara (1997): *Entbehrung und Lebenskampf. Die Autobiographie des marokkanischen Autors Mohamed Choukri*. Berlin: Klaus Schwarz.
- Sklodowska, Elzbieta (1992): *Testimonio hispano-americano. Historia, teoría, poética*. New York: Peter Lang.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1999): *A Critique of Postcolonial Reason: Toward a History of the Vanishing Present*. London: Harvard University Press.
- Steimberg, Oscar (1993): *Semiótica de los medios masivos. El pasaje de los medios de los géneros populares*. Buenos Aires: Atuel.
- Stoll, David (1999): *Rigoberta Menchú and the Story of All Poor Guatemalans*. Colorado: Westview Press.
- (2001a): "David Stoll Breaks the Silence". In: Arias, Arturo (Hrsg.): *The Rigoberta Menchú Controversy*. Minneapolis/London: University of Minnesota Press, S. 118-120.
- (2002b): "The Battle of Rigoberta". In: Arias, Arturo (Hrsg.): *The Rigoberta Menchú Controversy*. Minneapolis/London: University of Minnesota Press, S. 392-410.
- Walter, Monika (2000): "Testimonio y melodrama: en torno a un debate actual sobre *Biografía de un cimarrón* y sus consecuencias posibles". In: Reinstädler, Janett/Ette, Ottmar (Hrsg.): *Todas las islas la isla. Nuevas y novísimas tendencias en la literatura y cultura de Cuba*. Frankfurt/Main: Vervuert, S. 25-38.

- Weigel, Sigrid (1999): "Zeugnis und Zeugenschaft, Klage und Anklage. Die Geste des Bezeugens in der Differenz von 'identity politics', juristischem und historiographischem Diskurs". In: *Einstein Forum*. Jahrbuch. Berlin: Akademie Verlag, S. 111-132.
- Wenzler, Ludwig (1989): "Menschsein vom anderen her". In: Lévinas, Emmanuel: *Humanismus des anderen Menschen*. Hamburg: Felix Meiner, S. VII-XXVII.
- Williams, Gareth (1996): "The Fantasies of Cultural Exchange in Latin American Subaltern Studies". In: Gugelberger, Georges (Hrsg.): *The Real Thing. Testimonial Discourse and Latin America*. Durham/London: Duke University Press, S. 225-253.
- Yúdice, Georges (1992): "Testimonio y Conscientización". In: *Revista de crítica literaria latinoamericana* XVIII, 36, S. 207-227.
- Zeuske, Michael (1997): "The Cimarrón in the Archives: A Re-Reading of Miguel Barnet's Biography of Esteban Montejo". In: *New West Indian Guide/Nieuwe West-Indische Gids* LXXI, 3-4, S. 265-279.

Peter Birle

Brasilien und die Amerikas: Lateinamerika und die USA als Bezugspunkte der brasilianischen Außenpolitik

1. Einleitung

Jede Außenpolitik basiert auf Selbst- und Fremdbildern, d.h. auf Vorstellungen von der eigenen Identität und dem Platz, den das eigene Land in der Welt einnimmt (oder einnehmen sollte), aber auch auf Bildern, die sich die außenpolitischen Entscheidungsträger von den Nachbarländern und vom Zustand des internationalen Systems insgesamt machen. Die der brasilianischen Außenpolitik zu Grunde liegenden Selbst- und Fremdbilder unterlagen in den vergangenen dreißig Jahren einer starken Veränderung. Zugespitzt könnte man sagen, Brasilien hat nicht nur Lateinamerika entdeckt, sondern auch festgestellt, dass es selbst ein latein- oder besser südamerikanisches Land ist. Infolgedessen bemüht sich das mit Abstand größte, bevölkerungsreichste und wirtschaftlich potenteste Land der Region seit den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts und verstärkt unter Präsident Luiz Inácio Lula da Silva aktiv um einen Ausbau seiner politischen, ökonomischen und kulturellen Bindungen gegenüber den Nachbarn in Südamerika. Präsident Lula machte diese Prioritätensetzung schon zu Beginn seiner Amtszeit deutlich:

Die Priorität der brasilianischen Außenpolitik gilt Südamerika. [...] Wir möchten, dass der Mercosur mehr ist als eine Zollunion. Er sollte zu einem Gebiet werden, in dem eine gemeinsame und aktive Industrie-, Landwirtschafts-, Sozial-, Wissenschafts- und Technologiepolitik betrieben wird. Er sollte eine wirksame kulturelle Annäherung fördern, engere Beziehungen zwischen unseren Universitäten und Forschungszentren. Um den Mercosur zu vertiefen, benötigen wir solide Konfliktschlichtungsmechanismen und ein Sekretariat, das für eine wirksame politisch-administrative Koordination sorgt und gleichzeitig über eine strategische Vision hinsichtlich der Integration verfügt (Lula da Silva 2003; Übers. d. V.).

Der ehemalige Außenminister Celso Lafer sprach vor einiger Zeit in Anlehnung an Ortega y Gasset davon, für Brasilien sei Südamerika nicht etwa eine bloße Option, sondern vielmehr die Bedingung (*circunstancia*) seines diplomatischen Ich (Lafer 2001: 52). Auch in der nach dem Ende der Militärdiktatur reformierten Verfassung des Landes von 1988 findet sich ein Hinweis auf diese außenpolitische Schwerpunktsetzung:

Die föderative Republik Brasilien bemüht sich um die wirtschaftliche, politische, soziale und kulturelle Integration der Völker Lateinamerikas, sie strebt die Bildung einer Lateinamerikanischen Gemeinschaft der Nationen an (*Constituição da República Federativa do Brasil*, Art. 4^o; Übers. d. V.).

Ein Vergleich der Äußerungen Lulas und Lafers mit dem Verfassungsparagraphen zur Außenpolitik zeigt allerdings auch, dass die beiden Erstgenannten von "Südamerika" sprechen, während in der Verfassung noch von "Lateinamerika" die Rede ist. Auf diese Nuance, die keinesfalls zufällig ist, wird später zurückzukommen sein.

Zunächst allerdings muss ein anderer Aspekt betont werden: Die Schwerpunkte der brasilianischen Außenpolitik waren längst nicht immer so eindeutig im Sinne einer Prioritätensetzung zugunsten der Beziehungen mit den hispanoamerikanischen Nachbarn definiert – im Gegenteil. Während des gesamten 19. Jahrhunderts und eines großen Teils des 20. Jahrhunderts strebte Brasilien vor allem gute Beziehungen mit Europa und den Vereinigten Staaten an, während sich seine Haltung gegenüber Lateinamerika eher durch Desinteresse oder Distanz auszeichnete. Die Beziehungen zu den Nachbarländern galten nicht als übermäßig wichtig, zudem waren sie oft geprägt durch Konflikte und Rivalitäten.

Seit wann spielt Südamerika für die brasilianische Außenpolitik jene hervorgehobene Rolle, die ihm heute zuteil wird? Welche internen und externen Faktoren verursachten die Hinwendung zu den Nachbarländern? Welche Herausforderungen und Möglichkeiten ergeben sich für die brasilianische Diplomatie durch die verschiedenen Integrations- und Kooperationsprojekte innerhalb der Westlichen Hemisphäre? Dies sind einige der Fragen, auf die im Folgenden Antworten gesucht werden. Die brasilianische Außenpolitik gegenüber Lateinamerika ist aber kaum angemessen zu verstehen, wenn nicht auch die Beziehungen zu den USA in die Analyse einbezogen werden,

denn zwischen den verschiedenen Beziehungskomplexen existieren zahlreiche Wechselwirkungen. Das Verhältnis Brasilien – USA wird daher im Folgenden ebenfalls berücksichtigt. Unter den südamerikanischen Nachbarn spielt Argentinien traditionell die wichtigste Rolle für Brasilien. Verschiedene Autoren haben festgestellt, dass die Einbindung Brasiliens in die Amerikas seit den Zeiten der Unabhängigkeit fast immer durch die Intensität und Qualität der Beziehungen sowohl zu Argentinien als auch zu den USA geprägt war, einige sprechen daher von einem Dreiecksverhältnis (Ricupero 1995; Hirst 2001). Nach Ansicht von Hirst bestanden zu keiner Zeit gute Beziehungen zwischen allen drei Ländern gleichzeitig. Vielmehr habe jede „übertriebene“ Annäherung zwischen zwei der drei Länder stets zu Spannungen mit dem dritten geführt.

Die folgenden Überlegungen sind in mehrere Schritte gegliedert. Im ersten Teil der Arbeit erfolgt ein Blick auf die Beziehungen zwischen Brasilien und seinen hispanoamerikanischen Nachbarn im 19. Jahrhundert. Im Anschluss daran wird die Rolle Argentinien und der USA als Bezugspunkte der brasilianischen Außenpolitik im 20. Jahrhundert analysiert. Im letzten Teil geht es um die Haltung Brasiliens gegenüber den neueren Kooperations- und Integrationsprozessen auf subregionaler, regionaler und hemisphärischer Ebene: dem Gemeinsamen Markt des Südens (*Mercado Común del Sur*; Mercosur), der Südamerikanischen Gemeinschaft der Nationen (*Comunidad Sudamericana de Naciones*, CSN) und der Freihandelszone der Amerikas (*Área de Libre Comercio de las Américas*, ALCA).

2. Das Kaiserreich und die „Republikchen“

Seit der Unabhängigkeit und fast während des gesamten 19. Jahrhunderts war die Einbindung Brasiliens in das internationale System durch die Ausrichtung des Landes nach Europa, insbesondere nach Portugal und Großbritannien, geprägt. Die aus der Kolonialzeit überkommene Orientierung in Richtung Europa bei gleichzeitig fast vollständigem Fehlen von politischen, ökonomischen und infrastrukturellen Verbindungen mit den südamerikanischen Nachbarländern wurde noch dadurch verstärkt, dass große Teile des riesigen brasilianischen Staatsgebietes bis weit ins 20. Jahrhundert kaum bevölkert waren. Der größte Teil der Bevölkerung lebte in der Nähe der Atlantikküste, wäh-

rend die Grenzgebiete zu den südamerikanischen Nachbarländern im Inneren des Subkontinents fast menschenleer waren.

Hinzu kam die historisch-politische, sprachliche und kulturelle Sonderrolle Brasiliens in Lateinamerika. Die Unterschiede zu den hispanoamerikanischen Ländern waren beachtlich, und zwar nicht nur deshalb, weil in Brasilien als einzigem lateinamerikanischen Land portugiesisch gesprochen wird. Während die ehemalige portugiesische Kolonie ihre Unabhängigkeit ohne große Unruhen erlangte und sich in ein weitgehend stabiles Kaiserreich verwandelte,¹ zerfiel das spanische Kolonialreich in zahlreiche Republiken, die auch nach den oft langwierigen und blutigen Unabhängigkeitskriegen noch längst nicht zur Ruhe kamen, sondern durch Konflikte zwischen lokalen und zentralen Machtfaktoren geprägt blieben. Die politischen Eliten des Kaiserreichs Brasiliens betrachteten die wiederholten Unruhen im übrigen Südamerika als Ausdruck von Anarchie und Unordnung, wie sie typisch seien für die republikanische Staatsform. Entsprechend zeichnete sich ihre Position gegenüber den hispanoamerikanischen "Republikern" durch Desinteresse und ein Gefühl der Überlegenheit aus. Aber die Antipathie war durchaus wechselseitig: Die hispanoamerikanischen Länder kritisierten das brasilianische Kaiserreich wegen seiner "rückständigen" Institutionen und insbesondere, weil dort bis 1888 Sklaverei betrieben wurde (Capelato 2000: 289-292).

Eine erste "Amerikanisierung" der brasilianischen Außenpolitik im Sinne einer Hinwendung zu den Ländern der Westlichen Hemisphäre begann mit der Etablierung eines republikanischen Staatswesens im Jahr 1889 (Lafer 2001: 36). Nachdem ein Jahr zuvor die Sklaverei endgültig abgeschafft worden war, betonte nun die neue Regie-

1 Der Weg Brasiliens zur Unabhängigkeit unterschied sich grundlegend von dem der hispanoamerikanischen Länder, er war sehr viel stärker durch Kontinuität geprägt und verlief größtenteils friedlich. 1808 verlagerte die mit dem napoleonischen Invasionsheer konfrontierte portugiesische Krone mit Unterstützung Großbritanniens ihren Sitz nach Brasilien, das 1815 den Status eines gleichberechtigten Königreichs erhielt. 1821 kehrte Prinzregent D. João als König nach Portugal zurück, sein Sohn Pedro I. erklärte 1822 die Unabhängigkeit Brasiliens und ließ sich zum Kaiser proklamieren. Bereits 1824 erfolgte die Anerkennung der Unabhängigkeit durch die USA, 1825 folgten Portugal und Großbritannien diesem Schritt. Nach der Abdankung von Pedro I. zugunsten seines minderjährigen Sohnes (1831) übernahm dieser 1840 als Kaiser Dom Pedro II. die Macht. Er blieb bis 1889 brasilianischer Kaiser.

rung des Landes, dass ihre Außenpolitik sich auf freundschaftliche und friedliche Beziehungen mit den "republikanischen Brüdern" stützen werde. Fast 20 Jahre zuvor bereits hatten die Gegner des Kaiserreichs in ihrem Republikanischen Manifest von 1870 betont:

Wir sind aus Amerika und wollen Amerikaner sein. Unsere Regierungsform ist ihrem Wesen und ihrer Praxis nach unvereinbar mit und feindlich gegenüber dem Recht und den Interessen der amerikanischen Staaten. Diese Regierungsform kann nur durch Zwang überleben [...]. In Europa gelten wir als monarchische Demokratie, die weder Sympathie noch Zustimmung hervorruft. In Amerika gelten wir als monarchisierte Demokratie, in der der Instinkt und die Kraft des Volkes sich nicht gegenüber der Willkür und Allmacht des Souveräns durchsetzen können. Angesichts solcher Bedingungen kann Brasilien sich als ein isoliertes Land betrachten, aber nicht nur in Amerika, sondern auf der ganzen Welt. Unsere Anstrengungen sind darauf ausgerichtet, diesen Zustand zu beenden und brüderlichen Kontakt mit allen Völkern zu suchen, in demokratischer Solidarität mit dem Kontinent, dessen Teil wir sind (*Manifesto Republicano de 1870*; Übers. d. V.).

Aufgrund der politisch-institutionellen Annäherung zwischen Brasilien und den südamerikanischen Nachbarn nach dem Zusammenbruch der Monarchie begann sich die brasilianische Diplomatie intensiver für die Beziehungen mit einigen Nachbarländern zu interessieren. Die Machthaber der "Alten Republik" (1889-1930) verstärkten die Kontakte zu den hispanoamerikanischen Nachbarn und vor allem zu den USA. Viele Intellektuelle blieben jedoch skeptisch sowohl gegenüber Lateinamerika als auch gegenüber der aufstrebenden Weltmacht im Norden. 1893 veröffentlichte der Monarchist Eduardo Prado sein Werk *A ilusão americana* (dt.: Die amerikanische Illusion), in dem er den hispanoamerikanischen Republiken unterstellte, was sie als Freiheit bezeichneten, sei in Wirklichkeit nichts anderes als Anarchie. Brasilien müsse sich wieder stärker nach Europa orientieren, denn mit den Ländern Lateinamerikas teile es weder Ähnlichkeiten noch gemeinsame Interessen. Auch gegenüber den USA hegte Prado starke Vorurteile, vor allem die dortige föderative Ordnung schien ihm eine Quelle der gesellschaftlichen und politischen Atomisierung zu sein. Der Schriftsteller Euclides da Cunha warnte ebenfalls vor allzu engen Beziehungen mit Südamerika. Die Isolation gegenüber dem Rest des Kontinents während des Kaiserreiches habe auch Schutz bedeutet. Dagegen sei Solidarität zwischen den südamerikanischen Nachbarn zwar ein hübsches Ideal, aber unrealistisch und gefährlich. Auch der

Erzieher und Literaturkritiker José Veríssimo betrachtete Hispanoamerika kritisch, er glaubte nicht an eine "lateinamerikanische Verbrüderung". Eine der wenigen abweichenden Stimmen unter den brasilianischen Intellektuellen der damaligen Zeit war Manuel Bonfim. In seinem Buch *A América Latina* (1905) wies er die negativen Ansichten über Lateinamerika zurück und kritisierte den Panamerikanismus. Es gebe nur eine Möglichkeit, um eine Beherrschung durch die stärkeren Länder zu verhindern: mit ihnen in einen Wettstreit zu treten. Industrielle Entwicklung sei die beste Form zur Überwindung der externen Abhängigkeit. Zwanzig Jahre später, in seinem 1925 veröffentlichten Buch *O Brasil na América*, zeigte sich allerdings auch Bonfim weniger optimistisch, sondern vielmehr desillusioniert gegenüber den Möglichkeiten einer lateinamerikanischen Einheit (Cândido 2000: 9-18; Capelato 2000: 292-298).

3. Die Beziehungen zu den USA

Die brasilianische Außenpolitik des 20. Jahrhunderts wurde wesentlich durch die unter Außenminister Baron von Rio Branco (1902-1912) vorgenommenen Weichenstellungen geprägt. Dies betraf vor allem die Institutionalisierung der brasilianischen Diplomatie, die Bereinigung zahlreicher offener Grenzfragen sowie den Entwurf eines mit wenigen Unterbrechungen bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts gültigen außenpolitischen Paradigmas. Außenminister Rio Branco sorgte für die Institutionalisierung eines professionell arbeitenden Außenministeriums – bis heute bekannt als *Itamaraty*, in Anlehnung an den Namen des Palastes, der von 1899 bis 1970 als Sitz der Behörde diente – sowie eines funktionierenden diplomatischen Dienstes. Diese institutionalisierte Struktur garantiert bis heute eine langfristig orientierte, kontinuierliche, von Parteipolitik, Regierungswechseln und sogar von Regimewechseln nur bedingt betroffene Außenpolitik, wie es sie in dieser Form in kaum einem anderen lateinamerikanischen Land gibt. Der argentinische Publizist Mariano Grondona beschrieb diese Politik vor einigen Jahren als "Staatspolitik", um ihre außergewöhnliche Kontinuität zu unterstreichen, die überhaupt nicht zu vergleichen sei mit den oftmals brüsken Richtungswechseln der argentinischen Außenpolitik (Grondona 2003). Das *Itamaraty* fungiert als permanente Institution der Nation und als institutionelles

Gedächtnis der diplomatischen Tradition (Lafer 2001: 21). Es ist daher auch kein Zufall, dass der Baron von Rio Branco als Schöpfer des *Itamaraty* in Brasilien über einen vergleichbaren Stellenwert im historischen Gedächtnis der Nation verfügt wie die Helden der Unabhängigkeit in den meisten anderen Lateinamerikanischen Ländern.

Rio Branco gelang es – zunächst als Anwalt bei internationalen Schiedsverhandlungen und dann als Außenminister – durch geschicktes Verhandeln fast alle seit der Unabhängigkeit offenen Grenzfragen Brasiliens mit seinen Nachbarn friedlich zu regeln. Dies betraf mehr als 9.000 Meilen Grenze. Brasilien gewann im Zuge der Verhandlungen ca. 342.000 Quadratmeilen an Territorium dazu, das entspricht etwa der Größe Frankreichs. Am bedeutendsten war der Vertrag von Petrópolis mit Bolivien (1903), in dem der Streit um die Region Acre beigelegt wurde. Andere Verträge wurden u.a. mit Peru, Venezuela, Kolumbien und Uruguay abgeschlossen (Burns 1967: 197f.). Damit gelang es Rio Branco, die kontinentalen Ausmaße des Landes auf Dauer rechtlich zu konsolidieren und ein erhebliches Konfliktpotenzial gegenüber den hispanoamerikanischen Nachbarn weitestgehend zu neutralisieren (Corrêa 2000b).

Rio Branco stiftete zudem eine außenpolitische Tradition, die im wesentlichen bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts fortbestand. Zu den zentralen Merkmalen dieses außenpolitischen Paradigmas gehörte eine aktive Diplomatie. Brasilien eröffnete Anfang des 20. Jahrhunderts zahlreiche neue diplomatische Vertretungen in der ganzen Welt und beteiligte sich verstärkt an internationalen Kongressen. Die geänderte Haltung zeigte sich am Umgang mit den Haager Friedenskonferenzen. Eine Einladung zur ersten Konferenz (1899) hatte Brasilien noch ausgeschlagen, an der zweiten (1907) nahm es nicht nur teil, sondern entsandte eine der größten Delegationen unter Leitung des renommierten Juristen Ruy Barbosa, der eine aktive Rolle bei den Diskussionen spielte. Gleichzeitig übernahm das Land die Rolle eines Vermittlers in verschiedenen regionalen Konflikten, etwa bei den Auseinandersetzungen um die Anerkennung Panamas und beim Konflikt zwischen Peru und Ecuador. Unter Außenminister Rio Branco bekannte sich Brasilien explizit zum Panamerikanismus, 1906 organisierte das Land selbst in Rio de Janeiro die Dritte Panamerikanische Konferenz.

Ein zentrales Element der Außenpolitik Rio Brancos war die "ungeschriebene Allianz" mit den USA (Burns 1966: 196-200; Conduru 1998). Rio Branco erkannte den Aufstieg der USA zu einer zukünftigen Weltmacht und zur Hegemonialmacht in der Westlichen Hemisphäre. Als Realpolitiker nahm er zur Kenntnis, dass der US-Markt Anfang des 20. Jahrhunderts ungefähr 50% der brasilianischen Exporte aufnahm, vor allem Kaffee, Kautschuk und Kakao. Ausgehend von der Anerkennung eines signifikanten Machtgefälles zwischen den beiden Partnern bemühte sich die brasilianische Diplomatie seit Rio Branco darum, die Macht der USA in den Dienst brasilianischer Ziele zu stellen oder sie wenigstens zu neutralisieren, um sie nicht gegen sich zu haben. Daher bekannte man sich zu einer pragmatischen Unterstützung nordamerikanischer Positionen auf hemisphärischer oder globaler Ebene im Gegenzug für die Hilfe bzw. das Wohlwollen der USA hinsichtlich brasilianischer Ziele. Das Bündnis mit den USA richtete sich aus brasilianischer Perspektive nicht gegen einen spezifischen Gegner, sondern es sollte die Verhandlungsmacht Brasiliens erhöhen. Dies implizierte allerdings die Akzeptanz nordamerikanischer Positionen, die von der Mehrheit der lateinamerikanischen Länder abgelehnt wurden. Beispielsweise wandte sich Rio Branco wie die USA gegen die Drago-Doktrin, d.h. gegen den vom argentinischen Außenminister Luis Drago aufgestellten und auf der Zweiten Haager Friedenskonferenz 1907 in abgeschwächter Form ins Völkerrecht aufgenommenen Grundsatz, nach dem die Eintreibung von Vertragsschulden eines Landes mit Waffengewalt durch den Gläubigerstaat unzulässig ist.

Im Gegensatz zu den meisten anderen lateinamerikanischen Ländern akzeptierte Brasilien sowohl die ursprüngliche Monroe-Doktrin von 1823 – die es allerdings multilateral zu deuten versuchte (Lafer 2001: 66f.) – als auch den so genannten *Roosevelt corollary*. Diese 1904 verkündete "Ergänzung" zur Monroe-Doktrin warnte die lateinamerikanischen Regierungen davor, durch eigenes "Fehlverhalten" Situationen heraufzubeschwören, die europäische Mächte zum Eingreifen veranlassen könnten. In solchen Fällen würden sich die USA gezwungen sehen, die Aufgaben einer "internationalen Polizeimacht" auszuüben und für Ordnung, Stabilität und Sicherheit zu sorgen. Befragt zum *Roosevelt corollary* und den US-Interventionen in Zentralamerika äußerte Rio Branco die Ansicht, wenn die entsprechenden

Länder nicht dazu in der Lage seien, sich selbst zu regieren und dauernde Revolutionen und Bürgerkriege zu verhindern, dann hätten sie auch kein Existenzrecht und müssten Platz machen für eine stärkere, besser organisierte, fortschrittlichere und fruchtbarere Nation (Bueno 1977; Burns 1966: 152). Die durch Rio Branco definierten außenpolitischen Zielsetzungen bildeten für mehr als ein halbes Jahrhundert das grundlegende Paradigma der brasilianischen Außenpolitik. Aus der Priorität für die Beziehungen mit den USA ergab sich zwangsläufig eine Unterordnung Lateinamerikas unter diese Präferenzen.

Nicht alle brasilianischen Intellektuellen teilten diese Position. Im Jahr 1907 veröffentlichte Oliveira Lima ein Buch mit dem Titel *Pan-Americanismo*, in dem er die unter Außenminister Rio Branco seit 1902 eingeschlagene Bündnispolitik gegenüber den USA scharf kritisierte, vor den Gefahren der Monroe-Doktrin warnte und den Vereinigten Staaten Imperialismus vorwarf. Zwar kamen auch die lateinamerikanischen Nachbarn bei ihm nicht gut weg gegenüber dem seiner Ansicht nach friedlichen, stabilen und geordneten Brasilien. Trotz aller Kritik an Hispanoamerika betrachtete er allerdings Solidarität zwischen den iberoamerikanischen Ländern als unabdingbar, um den Aggressionen der USA etwas entgegenzusetzen.

Auch nach dem Ende der "Alten Republik" und der Errichtung des "Estado Novo" durch Getúlio Vargas in den dreißiger Jahren kam es nicht zu einem grundlegenden Wandel der Haltung Brasiliens gegenüber den USA. Zwar versuchte die Regierung Vargas in den dreißiger Jahren zeitweise, gleichzeitig mit den USA und mit Nazideutschland zu kooperieren, um so ihre Verhandlungsmacht zu maximieren. Aber spätestens 1942 schlug sich die brasilianische Regierung eindeutig auf die Seite der USA und der Alliierten. Sie brach mit den Achsenmächten, erklärte ihnen den Krieg und entsandte selbst Truppen nach Europa. Aufgrund dieser Unterstützung wollten die USA Brasilien nach dem Ende des Krieges einen ständigen Sitz im Weltsicherheitsrat der Vereinten Nationen zugestehen, was allerdings am Widerstand der UdSSR scheiterte. Trotzdem schuf die politisch-militärische Allianz zwischen den USA und Brasilien während des Zweiten Weltkrieges in Brasilien die Illusion einer "Sonderbeziehung". Man war der Überzeugung, einen außergewöhnlichen Beitrag zur Sache der Alliierten geleistet zu haben und hoffte nicht nur auf eine Art Marshall-Plan für Südamerika, sondern auch auf Militärhilfe, die dazu beitragen sollte,

die Überlegenheit Brasiliens gegenüber den Nachbarn zu zementieren. Entsprechend groß war die Frustration, als klar wurde, dass die US-Prioritäten eindeutig Europa und Japan galten und Brasilien weder in wirtschaftlicher noch in militärischer Hinsicht im erhofften Maße mit Unterstützung und Entgegenkommen der USA rechnen konnte.

Der ideologische Konsens mit den USA im Kalten Krieg trat in dem Maße in den Hintergrund, wie sich in Brasilien Thesen eines wirtschaftlichen Nationalismus ausbreiteten und Außenpolitik stärker als Außenwirtschaftspolitik gesehen wurde. Unter Präsident Kubitschek (1956-1961) bemühte sich die brasilianische Regierung noch einmal darum, mit Hilfe der USA eine führende Rolle in Lateinamerika anzustreben. Kubitschek schlug schon 1958 ein ambitioniertes Kooperationsprogramm zwischen den USA und Lateinamerika vor (die so genannte *Operação Pan-Americana*), das in den sechziger Jahren zum Vorbild für die "Allianz für den Fortschritt" wurde. Unter den Präsidenten Quadros und Goulart kam es dann zwischen 1961 und 1964 im Rahmen der "unabhängigen Außenpolitik" erstmals zu einer sehr viel kritischeren Haltung gegenüber den USA (Bandeira 2003a: 178-384; Ricupero 1995: 332-336). Innerhalb der brasilianischen Gesellschaft gewann zur damaligen Zeit – wesentlich beeinflusst durch die kubanische Revolution von 1959 – die Idee einer lateinamerikanischen Einheit gegen die USA an Rückhalt.

Die Militärregierungen ab 1964 kehrten allerdings zunächst zur historischen Allianz Brasilien – USA zurück. Sie akzeptierten nicht nur die nordamerikanische Führungsrolle in Lateinamerika, diese galt ihnen vielmehr als integrales Element des "internen" Kampfes gegen die "kommunistische Subversion". Ab 1964 zeichnete sich Brasilien noch einmal in aller Deutlichkeit durch Politiken aus, die von vielen lateinamerikanischen Regierungen als "Subimperialismus" im Sinne einer Stellvertreterrolle für die USA in Lateinamerika interpretiert wurden. Dazu gehörten der Bruch mit Kuba, die Beteiligung an der Intervention in der Dominikanischen Republik sowie die Bemühungen um die Einrichtung einer interamerikanischen Polizeimacht. Zu Animositäten der lateinamerikanischen Nachbarn gegenüber Brasilien trugen auch Formulierungen wie die des damaligen US-Präsidenten Nixon bei, der bei einem Empfang des brasilianischen Präsidenten Medici 1971 sagte: "Wo Brasilien hingeht, da wird auch Lateinamerika hingehen" (Ricupero 1995: 342).

Das enorme Wirtschaftswachstum Brasiliens in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren führte nicht nur dazu, dass Südamerika als Energielieferant und als Markt an Bedeutung für die brasilianische Wirtschaft gewann, sondern auch zu einer starken Binnenmigration Richtung Westen. Mit der demographischen Annäherung an die Binnengrenzen mit den südamerikanischen Nachbarländern wuchsen die grenzüberschreitenden Probleme und Brasilien sah sich mit der Notwendigkeit konfrontiert, eine aktivere Politik gegenüber diesen Ländern zu entwickeln.

Gleichzeitig wuchs die Unzufriedenheit der brasilianischen Regierungen mit dem Verhalten der USA als Wirtschaftspartner, der in zunehmendem Maße als Garant einer als ungerecht empfundenen Weltwirtschaftsordnung wahrgenommen wurde, während die Nützlichkeitskomponente der Beziehungen mit den USA an Bedeutung verlor. Die Distanz zwischen beiden Ländern wuchs ab 1974, als die Regierung Geisel damit begann, sich um eine Diversifizierung der internationalen Einbindung Brasiliens zu bemühen. Im außenpolitischen Entscheidungsprozess Brasiliens kristallisierte sich seit dieser Zeit die Bereitschaft heraus, unter bestimmten Umständen Konflikte mit den USA zu riskieren, um grundsätzliche Positionen oder Interessen zu verteidigen, die im Zusammenhang mit Themen der lateinamerikanischen Agenda standen. Die Menschenrechtspolitik der Regierung von US-Präsident Carter ab 1976 und die brasilianische Nuklearpolitik dieser Jahre trugen zu einer weiteren Verschlechterung der bilateralen Beziehungen bei. Die Regierung Geisel weigerte sich, die zukünftige Zusammenarbeit mit den USA von Zugeständnissen hinsichtlich der internen Situation Brasiliens abhängig zu machen und kündigte die bilaterale militärische Zusammenarbeit auf. Die zunehmend offeneren Konflikte zwischen Brasilien und den USA führten auch dazu, dass die These eines "brasilianischen Subimperialismus" in der öffentlichen Meinung Lateinamerikas an Rückhalt verlor (Bandeira 1989; Hirst 1987: 67-70).

Wachsende politische und wirtschaftliche Konflikte zwischen Brasilien und den USA führten in den achtziger Jahren dazu, dass es immer schwieriger wurde, eine positive Agenda zwischen beiden Ländern zu etablieren. Das Ende der "automatischen Allianz" Brasiliens mit den USA und die immer geringere Bereitschaft zur Unterstützung der nordamerikanischen Positionen im Ost-West-Konflikt führten zu

wachsenden Meinungsverschiedenheiten, insbesondere nach dem Wahlsieg Ronald Reagans im Jahr 1980. Zwar kam es zu einer starken Zunahme des bilateralen Handels, aber gleichzeitig traten Divergenzen hinsichtlich Themen wie der Schuldenkrise, Technologietransfers, dem Schutz von Patenten und geistigem Eigentum, dem wechselseitigen Marktzugang sowie den Exportsubventionen zu Tage.

Die wirtschaftlichen Divergenzen zwischen beiden Ländern gingen Anfang der neunziger Jahre zunächst zurück, als Präsident Collor die Öffnung, Deregulierung und Liberalisierung des brasilianischen Binnenmarktes in Gang setzte. Zudem bremste die Herausbildung einer unipolaren Weltordnung nach dem Ende des Kalten Krieges die seit den siebziger Jahren zu beobachtenden Autonomiebestrebungen der brasilianischen Außenpolitik. Zusammen mit der Redemokratisierung des Landes ab 1985 führte dies erneut zu einer Annäherung zwischen beiden Ländern, vor allem in Politik- und Sicherheitsfragen. Im Verlauf der neunziger Jahre verdoppelte sich das Volumen des bilateralen Handels und die Direktinvestitionen der USA in Brasilien verdreifachten sich. Die Regierungen Clinton und Cardoso arbeiteten in vielen Bereichen gut zusammen. Trotzdem blieb die bilaterale Agenda durch eine Reihe von Handelskonflikten belastet. Seit der Gründung der Welthandelsorganisation WTO rekurrierten beide Länder wiederholt auf deren Streitschlichtungsmechanismen. Zum zentralen Thema der bilateralen Agenda entwickelten sich in den neunziger Jahren aber zweifellos die Verhandlungen über die Bildung einer Freihandelszone der Amerikas (*Área de Libre Comercio de las Américas*, ALCA) (s.u.).

4. Die Beziehungen mit Argentinien

Auch wenn es durchaus zutrifft, dass sich die Beziehungen zwischen Brasilien und Argentinien seit der Zeit der Unabhängigkeit durch ungelöste Konflikte auszeichneten, so scheint die These einer "säkularen Rivalität" zwischen beiden Ländern genauso stereotyp wie die Annahme einer "traditionellen Freundschaft" zwischen Brasilien und den USA. Die Beziehungen zwischen Brasilien und Argentinien waren nicht immer konfliktreich (Bandeira 2003b: 143-144). Nichtsdestotrotz ist es eine Tatsache, dass die bilaterale Agenda fast während des gesamten 19. Jahrhunderts durch Drohungen, Interventionen und wie-

derholte militärische Dispute charakterisiert war. Die Beziehungen verbesserten sich nach der Etablierung der Republik in Brasilien im Jahr 1889, aber sie verschlechterten sich rasch wieder infolge der Hinwendung Brasiliens zu den USA unter Rio Branco (Bueno 1990).

In den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts initiierte Präsident Vargas eine erneute Annäherung. Beide Länder unterzeichneten ein Abkommen, in dem sie sich dazu verpflichteten, ihre Schulbücher einer Revision zu unterziehen und dabei alles zu streichen, was Vorurteile und Ressentiments gegenüber dem Nachbarland schüren könnte (Capelato 2000: 299). Leider führte das Abkommen nicht zu einer wirklichen Revision der bilateralen Beziehungen.

Die enge Allianz zwischen Brasilien und den USA während des Zweiten Weltkrieges und die gleichzeitigen Konflikte zwischen Argentinien und den USA hinsichtlich der Haltung gegenüber den Achsenmächten wirkten sich auch auf die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarländern aus. Die USA erkannten die 1943 an die Macht gekommene Militärregierung in Argentinien nicht an, belegten das Land mit Sanktionen und versuchten sogar, Brasilien zu einer bewaffneten Intervention in Argentinien zu bewegen, was Brasilien allerdings ablehnte. Die ideologischen Gräben zwischen beiden Ländern waren jedoch gewaltig. Als Perón in Argentinien zu Beginn des Kalten Krieges für seine "dritte Position" zwischen Kapitalismus und Sozialismus eintrat, regierte in Brasilien die extrem auf die Ideologie des Kalten Krieges eingeschworene Regierung von Präsident Dutra. Eine erneute Annäherung zwischen den beiden Nachbarländern war erst Mitte der fünfziger Jahre möglich, als die Regierungen Frondizi in Argentinien und Kubitschek in Brasilien beide auf Wirtschaftspolitiken setzten, die sich am *desarrollismo* orientierten. Das in diesen Jahren aufkommende Klima der Kooperation ermöglichte 1959 auch die Etablierung der Interamerikanischen Entwicklungsbank (*Banco Interamericano de Desarrollo*, BID) und 1960 die Schaffung der Lateinamerikanischen Freihandelsvereinigung *Asociación Latinoamericana de Libre Comercio* (ALALC). Ohne dieses *window of opportunities* guter Beziehungen zwischen den beiden wichtigsten Ländern Südamerikas wären die ersten Schritte in Richtung einer stärkeren Kooperation und Integration in Lateinamerika niemals möglich gewesen. Anfang der sechziger Jahre zog man sogar die Entwicklung eines Systems ständiger Konsultationen und einen Prozess der wirtschaftli-

chen, politischen und kulturellen Integration zwischen Brasilien und Argentinien in Betracht.

Mit dem Staatsstreich gegen Frondizi in Argentinien (1962) und der Machtübernahme der Streitkräfte in Brasilien (1964) änderten sich die Rahmenbedingungen grundlegend. Die Spannungen zwischen den beiden Ländern wuchsen erneut und erreichten in der ersten Hälfte der siebziger Jahre einen Höhepunkt. Das "brasilianische Wirtschaftswunder" verleitete die Regierung Medici zu einem übersteigerten und aggressiven Nationalismus, der sich zum Ziel setzte, den Einfluss in Südamerika nicht nur auszubauen, sondern eine hegemoniale Position gegenüber den Ländern der Region zu erlangen. Mit dieser Zielsetzung kooperierte die brasilianische Regierung mit den Putschisten in Bolivien (1971), Uruguay (1973) und Chile (1973). Brasiliens Nachbarn – und allen voran Argentinien – betrachteten diese Ambitionen mit Sorge. Argentinien widersetzte sich dem Bau des Wasserkraftwerkes in Itaipú im Grenzgebiet zwischen Argentinien, Brasilien und Paraguay, zur damaligen Zeit eines der weltweit größten und ambitioniertesten Staudamm- und Kraftwerksprojekte. Trotzdem unterzeichnete Brasilien 1973 mit Paraguay einen Vertrag über die Konstruktion des Kraftwerkes. Durch die Unterzeichnung weiterer bilateraler Verträge mit anderen südamerikanischen Ländern bemühte es sich außerdem darum, Argentinien zu isolieren.

Erst nachdem es im Oktober 1979 gelungen war, ein tripartäres Abkommen zwischen Argentinien, Paraguay und Brasilien zu vereinbaren, ließen die Spannungen langsam nach. Seit diesem Zeitpunkt verbesserten sich die bilateralen Beziehungen Argentinien – Brasilien beträchtlich. In den Folgejahren kam es zu einer intensiven wechselseitigen Besuchsdiplomatie und zur Unterzeichnung verschiedener Kooperationsabkommen. Während des Falkland/Malvinen-Konfliktes im Jahr 1982 zeigte sich Brasilien solidarisch mit den Rechtsansprüchen Argentiniens über die Inselgruppe im Südatlantik, ohne allerdings die Entscheidung zu unterstützen, dafür auf gewaltsame Maßnahmen gegenüber Großbritannien zurückzugreifen. Mit dieser Haltung gelang es Brasilien, das seit der Unterzeichnung des Abkommens im Jahr 1979 vorherrschende Vertrauen zwischen den beiden Ländern zu konsolidieren, während die Unterstützung der USA für Großbritannien nicht nur zu Konflikten zwischen den USA und Argentinien führ-

te, sondern das gesamte interamerikanische System in eine Krise stürzte.

Die Regimewechsel in Argentinien (1983) und Brasilien (1985) und die damit einhergehende Rückkehr zu demokratischen politischen Systemen trug ebenfalls zu einer Veränderung der wechselseitigen Wahrnehmung zwischen beiden Ländern bei. Mit der Demokratisierung gelangte eine neue Generation von Politikern und Beratern an die Macht, deren Überzeugungen und strategische Planungen sich eher an kooperativen Paradigmen als an geopolitischen Überlegungen und Konfliktthesen orientierten (Bernal Meza 1999: 146f.).

Bereits in der Endphase der Diktaturen hatten Argentinien und Brasilien verschiedene bilaterale Abkommen über Nuklearkooperation und wissenschaftlich-technologische Zusammenarbeit abgeschlossen. Überlegungen, die bilaterale Zusammenarbeit in einen Integrationsprozess münden zu lassen, tauchten erstmals im Rahmen der Deklaration von Iguazú im Jahr 1985 auf. Ein Jahr später unterzeichneten die beiden Länder die *Acta para la Integración Argentino-Brasileña*, mit der das *Programa de Integración y Cooperación Argentina-Brasil* (PICAB) in Gang gesetzt wurde, ein Abkommen über die Liberalisierung des bilateralen Handels durch Zollsenkungen und Handelspräferenzen. Im Dezember 1986 unterzeichnete man das Argentinisch-Brasilianische Freundschaftsabkommen über Demokratie, Frieden und Entwicklung (*Acta de Amistad Argentina-Brasileña, Democracia, Paz y Desarrollo*). Mit diesen Übereinkünften wurde die Zusammenarbeit zwischen den beiden Ländern auf eine neue Grundlage gestellt. Es kam auch zu einer tiefgreifenden Remodellierung der jeweiligen Nuklearpolitiken und zur Verabredung wechselseitiger Information und Kooperation in diesem Bereich (Barrios 1999: 252ff.).

Anlässlich eines Besuchs des brasilianischen Präsidenten Collor de Mello in Buenos Aires verkündeten die Regierungen beider Länder 1990 die Etablierung einer Wirtschaftsgemeinschaft. Wenig später luden sie auch Uruguay und Paraguay ein, sich an der Initiative zu beteiligen. Im März 1991 wurde mit dem Vertrag von Asunción der Startschuss für den Mercosur gegeben. Die "wirtschaftliche" Zusammenarbeit zwischen Argentinien und Brasilien im Rahmen des Mercosur entwickelte sich zunächst zu einer Erfolgsgeschichte. Während der neunziger Jahre wuchs der bilaterale Handel um das siebenfache. Argentinien wurde zum zweitwichtigsten Abnehmer brasilianischer

Produkte, während Brasilien zum wichtigsten Markt für die argentinischen Exporte avancierte. In dem Maße, wie Brasilien sich neoliberalen Stabilisierungskonzepten annäherte, kam es auch zu einer langsamen Annäherung der makroökonomischen Steuerungstendenzen. Die bilaterale Zusammenarbeit wurde in den "goldenen Jahren" des Mercosur (1994-1998) auch in anderen Bereichen vertieft, beispielsweise in Wissenschaft, Kultur und Bildung. Im Bereich Sicherheitspolitik vereinbarten beide Länder wichtige vertrauensbildende Maßnahmen. Mit der Deklaration von Rio im Jahr 1997 definierten sie ihre bilaterale Beziehung als "strategische Allianz". Dies alles reichte allerdings nicht aus, um den Integrationsprozess stärker zu institutionalisieren. Die Schuld dafür gab man in Argentinien der brasilianischen Regierung, vor allem dem dortigen Außenministerium.

Trotz der Ausweitung und Vertiefung der bilateralen Beziehungen, der Überwindung militärischer Konfliktthesen und der Zunahme des gegenseitigen Vertrauens existieren nach wie vor Reste des traditionellen Spannungsverhältnisses und der Rivalität zwischen Argentinien und Brasilien. Beide Länder vertraten in den neunziger Jahren sehr unterschiedliche Ansichten über das internationale System und ihre jeweilige Rolle in diesem Rahmen. Die außenpolitische Neuausrichtung der Regierung Menem in Argentinien ab 1990 und insbesondere deren fast bedingungslose Allianz mit den USA erschwerten die Kooperation mit Brasilien, dessen Regierung sich keine vergleichbare Position gegenüber den USA zu eigen machte. Brasilien blieb weitaus stärker als Argentinien auf den Erhalt seiner Autonomie und Selbstbestimmung sowie auf die Bewahrung des Prinzips der Nichteinmischung bedacht. Als die Regierung Clinton der argentinischen Regierung als Anerkennung ihrer Haltung und Unterstützung den Status eines "Verbündeten außerhalb der NATO" einräumte, interpretierte die brasilianische Regierung dies als Versuch der USA, ihren Einfluss in Südamerika auszubauen und die Mercosur-Partner auseinander zu treiben. Brasilien reagierte mit dem Anspruch auf einen ständigen Sitz im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen, was wiederum die argentinische Regierung zurückwies, die stattdessen als Alternative einen ständigen Sitz für Lateinamerika mit rotierender Besetzung vorschlug (Birle 2002).

5. Zwischen Mercosur und ALCA

Seit der Etablierung des Mercosur war der Zustand der Beziehungen zwischen Argentinien und Brasilien vom jeweiligen Fortgang des Integrationsprozesses abhängig. Spätestens mit der starken Abwertung der brasilianischen Landeswährung im Jahr 1999 häuften sich die Handelskonflikte zwischen den Mitgliedern des Integrationsverbundes. Aufgrund des Fehlens funktionierender Konfliktregulierungsmechanismen war eine Lösung dieser Streitfälle stets vom politischen Willen der beteiligten Länder abhängig. Je mehr sich die Krisensymptome häuften, desto gravierender waren die Folgen, die sich aus den Defiziten des Integrationsprozesses ergaben, insbesondere das Fehlen von Gemeinschaftsinstitutionen mit angemessenen Kompetenzen und die Stagnation bei der Harmonisierung von Sektorpolitiken.

Die argentinische und die brasilianische Position gegenüber der ALCA müssen auch im Zusammenhang mit der Krise des Mercosur interpretiert werden. Die wachsenden Asymmetrien zwischen den beiden Ländern erschwerten die Annahme einer gemeinsamen Position gegenüber dem von den USA vorgeschlagenen Freihandelsprojekt für ganz Amerika. Die Industrie und die Interessengruppen dieses Sektors verfügen in Brasilien über weitaus mehr Macht als in Argentinien. Zwischen beiden Ländern existieren Übereinstimmungen, beispielsweise im Hinblick auf die Ablehnung der nichttarifären Handelshemmnisse und der Agrarsubventionen von Seiten der USA (Bandeira 2003b: 153), aber gleichzeitig bestehen Divergenzen wie hinsichtlich des Dienstleistungssektors und der Vergabe öffentlicher Aufträge. In den letztgenannten Bereichen war die Position Argentiniens und anderer lateinamerikanischer Länder in den neunziger Jahren liberaler als diejenige Brasiliens. Für Brasilien, das über die am stärksten industrialisierte und am meisten diversifizierte Volkswirtschaft Lateinamerikas verfügt, bedeutet die ALCA eine noch größere Herausforderung als für die anderen südamerikanischen Länder, denn die Verwirklichung einer Freihandelszone der Amerikas würde dem Land eine massive Reduzierung seiner Importsteuern im Bereich der Verarbeitenden Industrie und der Hochtechnologie abverlangen. Brasilien lehnt eine "vorschnelle" Reduzierung der entsprechenden Zölle ab. Gleichzeitig fordert es von den USA einen besseren Marktzugang bei Produkten wie Zucker, Zitrusfrüchten und Stahl. Auch wenn die

Bedeutung der Vereinigten Staaten als Absatzmarkt für brasilianische Produkte seit den neunziger Jahren zugenommen hat, ist dieses Land weitaus weniger abhängig von den USA als seine Nachbarn, denn es verfügt über einen stärker diversifizierten Außenhandel und wickelt jeweils etwa ein Viertel seiner Exporte mit der Europäischen Union, Südamerika, den NAFTA-Ländern und Asien ab. 2004 konnte Brasilien sich damit durchsetzen, eine ALCA ohne vorherige substantielle Konzessionen von Seiten der USA zu verhindern. Der gesamte Verhandlungsprozess liegt gegenwärtig mehr oder weniger auf Eis, und nur wenige Experten rechnen mit einer baldigen Wiederbelebung.

Brasilien betont seit einigen Jahren die Absicht, den Mercosur sowohl zu vertiefen als auch zu erweitern. Aber trotz vielfacher öffentlicher Deklarationen zugunsten des Mercosur von Seiten der politischen Klasse des Landes scheint es schwierig zu sein, die seit fast einem Jahrzehnt andauernde Krise des Blocks zu überwinden. Die einzige positive Neuentwicklung während des 28. Gipfeltreffens des Mercosur im Juni 2005 in Asunción war die Entscheidung zur erstmaligen Etablierung eines Strukturausgleichfonds (*Fondo de Convergencia Estructural*). Mit jährlich 100 Millionen Dollar soll dieser Fonds ab dem Jahr 2008 den Kampf gegen Armut und Ungleichheit in den Mitgliedsländern des Mercosur unterstützen. Brasilien kommt für 70% der Mittel auf, Argentinien für 27%, Uruguay für 2% und Paraguay für 1%. Am stärksten profitieren von dem Fonds soll dagegen Paraguay mit 48% der Mittel, gefolgt von Uruguay (32%), Argentinien und Brasilien (je 10%) (Latin American Regional Report Brazil & Southern Cone 2005-06: 7). Andere mit der Vertiefung des Mercosur verbundene Pläne wie beispielsweise die für ein Parlament des Mercosur konnten dagegen aufgrund fehlender Übereinstimmung zwischen den Mitgliedsländern bislang nicht realisiert werden.

6. Auf dem Weg zu einer Südamerikanischen Gemeinschaft der Nationen?

Während der neunziger Jahre nahm Brasilien mehrere Anläufe, um die subregionale Integrationsstrategie in Form des Mercosur durch multilaterale Übereinkünfte zu ergänzen. 1992 kündigte es seine Amazonasinitiative an, in deren Rahmen eine intensivere Zusammenarbeit zwischen den Unterzeichnern des Vertrags über Zusammenarbeit im

Amazonas (*Tratado de Cooperación Amazónica*) von 1978 angestrebt wurde. Die betroffenen Länder – Bolivien, Brasilien, Kolumbien, Ecuador, Guyana, Peru, Surinam und Venezuela – kamen überein, im Bereich der physischen Infrastruktur künftig stärker zusammenzuarbeiten. 1994 schlug die brasilianische Regierung die Einrichtung einer Südamerikanischen Freihandelszone (*Área de Libre Comercio Sudamericana*; ALCSA) vor, nicht zuletzt als Antwort auf das US-amerikanische ALCA-Projekt. Mit der ALCSA-Initiative wurde eine intensivere Zusammenarbeit zwischen den Mitgliedsländern des Mercosur, der Andengemeinschaft, der Amazonasinitiative und Chile angestrebt. Innerhalb von zehn Jahren sollten die betroffenen Länder eine Freihandelszone errichten. Die Initiative wurde jedoch als unilaterales brasilianisches Projekt kritisiert und erhielt nur wenig Unterstützung durch die Nachbarländer. Nach 1994 war kaum noch die Rede davon (Bernal-Meza 2002: 39f.; Pimenta de Faria/Chaves Cepik 2003: 73-76). Im September 2000 fand dann auf Initiative der brasilianischen Regierung das erste Treffen der Südamerikanischen Präsidenten statt. Der in Brasilia organisierte Gipfel war vor allem von symbolischer Bedeutung, brachte jedoch kaum konkrete Ergebnisse. Er diente nicht zuletzt dazu, gegenüber den USA zu demonstrieren, dass Brasilien dazu in der Lage war, eine Protagonistenrolle in der Region zu spielen, auch wenn Brasilien wiederholt betonte, dass es ihm nicht um eine Führungsrolle auf dem Subkontinent gehe. Das Gipfeltreffen war aber nicht nur eine politische Geste der Annäherung zwischen den südamerikanischen Nachbarn, sondern auch eine Demonstration der Distanz gegenüber dem Norden des Kontinents – und damit vor allem gegenüber Mexiko – der als Einflusszone der USA betrachtet wird.

Das jüngste geopolitische Projekt der brasilianischen Regierung in Südamerika betrifft die Etablierung einer Südamerikanischen Gemeinschaft der Nationen (*Comunidad Sudamericana de Naciones*; CSN) und wurde auf dem Dritten Treffen der Südamerikanischen Präsidenten im peruanischen Cusco im Dezember 2004 vereinbart. Der CSN gehören die vier Mitgliedsländer des Mercosur (Argentinien, Brasilien, Paraguay und Uruguay), die fünf Mitglieder der Andengemeinschaft (Bolivien, Kolumbien, Ecuador, Peru, Venezuela) sowie Chile, Surinam und Guyana an. Der neue Block umfasst ein Territorium von mehr als 17 Millionen Quadratkilometern und repräsentiert einen Markt von ca. 360 Millionen Menschen mit einem Bruttoin-

landsprodukt von fast einer Billion Dollar. Die sechs grundsätzlichen Ziele der CSN lauten: 1.) politische und diplomatische Konzertierung und Koordination zur Dynamisierung der regionalen Position innerhalb des internationalen Systems; 2.) Vertiefung der Zusammenarbeit zwischen Mercosur, Andengemeinschaft und Chile durch Errichtung einer Freihandelszone; 3.) verstärkte Integration Südamerikas in den Bereichen physische Infrastruktur, Energie und Kommunikation; 4.) Harmonisierung der Politiken im Bereich ländliche Entwicklung; 5.) Technologietransfer und horizontale Kooperation in allen Bereichen der Wissenschaft, Bildung und Kultur; 6.) wachsende Zusammenarbeit zwischen Unternehmen und Zivilgesellschaft (*Declaración del Cusco* 2004).

Wenn die ambitionierten Ziele der CSN verwirklicht werden sollten, würde dies den beteiligten Ländern nicht nur Handelsvorteile bringen und auf entscheidende Art und Weise zur physischen Integration des Subkontinents beitragen, sondern dies würde Südamerika auch zu einem wichtigen Akteur auf hemisphärischer und globaler Ebene machen. Bislang handelt es sich bei der CSN allerdings in erster Linie um Willenserklärungen, die Gemeinschaft verfügt weder über eine eigene institutionelle Struktur noch über einen eigenen rechtlichen Rahmen. Darüber hinaus ist sie mit verschiedenen Herausforderungen konfrontiert. Erstens teilen nicht alle Unterzeichner der Deklaration von Cusco die gleiche Vision. Einige der beteiligten Länder, vor allem Kolumbien und Ecuador, aber auch Chile, zeichnen sich durch enge Beziehungen und Präferenzabkommen mit den USA aus. Die drei brasilianischen Mercosur-Partner Argentinien, Uruguay und Paraguay haben die CSN bislang wenig enthusiastisch betrachtet, genauso wie sie dies zuvor auch schon bei der ALCSA getan hatten. Ihre Präsidenten erschienen nicht zu dem Gipfeltreffen, auf dem der Startschuss für die CSN erfolgte, und sandten damit eine deutliche Botschaft in Richtung Brasilien. Aus ihrer Perspektive entspricht die CSN mehr der internationalen Agenda Brasiliens als ihren eigenen Interessen und sie fürchten, die Ziele des Mercosur könnten aus den Augen verloren gehen zugunsten eines breiteren und zumindest bislang noch weniger konkreten Integrationsprozesses als der Mercosur selbst.

Die zweite Herausforderung ergibt sich im Zusammenhang mit den internen Spannungen und Schwächen von Mercosur und Anden-

gemeinschaft, die trotz der CSN bestehen bleiben. Die dritte Herausforderung besteht hinsichtlich der Projekte zur physischen Integration im Rahmen der Initiative zur Integration der Südamerikanischen Regionalen Infrastruktur (*Iniciativa para la Integración de la Infraestructura Regional Suramericana*; IIRSAA). Die Initiative wurde im Jahr 2000 im Rahmen des Ersten Gipfeltreffens der Südamerikanischen Präsidenten aus der Taufe gehoben. An ihr beteiligten sich zwölf Länder mit Unterstützung drei internationaler Finanzinstitutionen, vorgesehen sind insgesamt 335 Projekte mit einem Gesamtinvestitionsvolumen von 37 Milliarden Dollar. Zweifellos sind Projekte zur Entwicklung und Vereinigung der physischen Infrastruktur in Südamerika von großer Bedeutung für die Steigerung des Handels zwischen den Ländern der Region. Dabei handelt es sich allerdings um sehr anspruchsvolle und kostspielige Projekte, deren Realisierung enorme Anstrengungen erfordert. Brasilien hat sich dazu bereit erklärt, sich über seine Nationalbank für Wirtschaftliche und Soziale Entwicklung (BNDES) an der Finanzierung zahlreicher Projekte zu beteiligen.

Die vierte Herausforderung bezieht sich auf die fehlende externe Unterstützung des Integrationsprozesses. Die Erfahrung der Integrationsprozesse der vergangenen Jahrzehnte zeigt, dass das Vorhandensein oder Fehlen eines externen Förderers von entscheidender Bedeutung für den Erfolg oder das Scheitern solcher Prozesse sein kann. Die USA sind jedoch in erster Linie an der Realisierung ihres ALCA-Projektes interessiert und bemühen sich seit dessen Stagnation verstärkt um den Abschluss bilateraler Freihandelsabkommen mit lateinamerikanischen Ländern. Es ist kaum zu erwarten, dass sie die CSN mit großem Enthusiasmus unterstützen werden. Zwar verurteilt dies die CSN nicht von vornherein zum Scheitern, aber es wird ihre Implementierung nicht erleichtern und bedeutet, dass die südamerikanischen Länder selbst diese fehlende Unterstützung kompensieren müssen (Cardona 2005).

Bislang existiert ein Ungleichgewicht zwischen den weitreichenden Prinzipien und Zielen der CSN einerseits und den konkreten Handlungsvorschlägen andererseits. Die Ziele des Blocks müssen stärker operationalisiert werden, die Gemeinschaft benötigt einen institutionellen Rahmen, Mechanismen der finanziellen Zusammenarbeit und strategische Übereinkünfte zur Zusammenarbeit im Energie-

bereich und zur Integration der physischen Infrastruktur. Wenn all dies ausbleibt, wird der CSN ein ähnliches Schicksal blühen wie vielen anderen Integrations- und Kooperationsabkommen, die in den vergangenen Jahrzehnten in Lateinamerika unterzeichnet wurden: Sie wird in Vergessenheit geraten oder zur Bedeutungslosigkeit verurteilt sein.

7. Abschließende Überlegungen

Wir können feststellen, dass die Idee eines "südamerikanischen Raums", dessen Interessen sich vom Rest des Kontinents unterscheiden, im außenpolitischen Denken Brasiliens seit Mitte des 20. Jahrhunderts und insbesondere seit den achtziger Jahren an Bedeutung gewonnen hat. Eine derartige subregionale Perspektive dominierte beispielsweise bei den Verträgen zum La Plata Becken in den sechziger Jahren und zur Kooperation im Amazonasraum in den siebziger Jahren. Dies ging einher mit einer wachsenden Distanzierung gegenüber den USA, dem traditionellen Verbündeten Brasiliens in der Westlichen Hemisphäre. Brasilien legt Wert darauf, dass sein Engagement in Südamerika nicht als Distanzierung von der Idee der lateinamerikanischen Einheit betrachtet wird. In der Tat hat das Land in der Vergangenheit Beiträge zu vielen auf die gesamte Region bezogenen Initiativen geleistet, von der Etablierung der CEPAL 1948 und der *Operación Panamericana* (1958) bis zur Mitarbeit in der Contadora-Unterstützergruppe und der Etablierung der Rio-Gruppe. Dies ändert jedoch nichts daran, dass Zentralamerika, die Karibik und Mexiko aus brasilianischer Perspektive immer mehr dem Einflussbereich der USA zugerechnet werden und daher nicht als mögliche strategische Partner Brasiliens bei seinen Bemühungen um einen verbesserten Status in der Westlichen Hemisphäre und im internationalen System gelten. Der ehemalige brasilianische Außenminister Celso Lafer bemerkte dazu, Südamerika stelle sich als physische Einheit dar, die viele Möglichkeiten für wirtschaftliche Zusammenarbeit biete, umso mehr, wenn die Bereiche Logistik, Transport, Telekommunikation und Energie entwickelt, Kosten reduziert und Investitionen stimuliert würden. Mexiko sei dagegen aufgrund seiner Partizipation in der NAFTA ebenso wie Zentralamerika und die Karibik, die viel stärker von der Anziehungskraft der nordamerikanischen Wirtschaft betroffen seien, immer stär-

ker mit dem Norden verflochten. Die Zukunft dieses Teils Lateinamerikas hänge daher vor allem damit zusammen, was in den USA passe. Südamerika dagegen verfüge über diversifiziertere regionale und internationale Beziehungen, sowohl in politischer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Daraus müssten angemessene außenpolitische Konsequenzen gezogen werden (Lafer 2001: 55).

Mindestens vier Faktoren haben zur "Entdeckung" Südamerikas durch Brasilien geführt. Erstens war Brasilien noch in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts davon überzeugt, durch engere Beziehungen mit dem Rest Südamerikas wenig gewinnen zu können. Von einer effektiven Multilateralisierung regionaler Angelegenheiten fürchtete man vielmehr einen Verlust an Autonomie und eine Zunahme an Verpflichtungen im Namen der regionalen Solidarität, ohne dass dem vergleichbare Vorteile für Brasilien entsprochen hätten (Jaguaribe 1975: 107). Aber die Welt hat sich verändert. Im neuen internationalen System nach dem Ende des Kalten Krieges konnte Brasilien nicht länger seine traditionellen Autonomiebestrebungen aufrecht erhalten, sondern musste sich um strategische Partner bemühen. Daher lag es nahe, den Blick verstärkt auf die südamerikanischen Nachbarländer zu richten. Zweitens ergab sich nach dem Ende der traditionellen Rivalität mit Argentinien die Möglichkeit, gemeinsam mit dem Nachbarland eine Verbesserung des internationalen Status anzustreben. Drittens erhöhte sich im Zuge der Demokratisierungsprozesse in Südamerika der Austausch zwischen den zivilgesellschaftlichen Akteuren der verschiedenen Länder beträchtlich, woraus sich wiederum viele Impulse für die Zusammenarbeit auf intergouvernementaler Ebene ergaben. Viertens ist der brasilianische Außenhandel zwar immer noch weitaus stärker diversifiziert, als dies für die übrigen Länder Lateinamerikas gilt, aber seit den neunziger Jahren war ein starker Bedeutungszuwachs der südamerikanischen Märkte für die brasilianische Volkswirtschaft zu verzeichnen. Der Anteil der brasilianischen Exporte nach Lateinamerika an den Gesamtexporten des Landes stieg in den neunziger Jahren von 11,4% auf 24,8%, der Anteil der Importe aus Lateinamerika an den Gesamteinfuhren von 17,2% auf 21,1%. Während die brasilianische Handelsbilanz gegenüber der Region 1990 noch ein Defizit von mehr als 300 Millionen Dollar aufwies, war es zehn Jahre später ein Überschuss von fast 1,2 Milliarden Dollar. Zudem liegt der Anteil der Industrieprodukte an den Exporten in die

Region mit über 90% so hoch wie gegenüber keiner anderen Weltregion (Pimenta de Faria/Chaves Cepik 2003: 64).

Aber auch wenn in der politischen Klasse Brasiliens das Bewusstsein dafür gewachsen ist, dass eine enge wirtschaftliche und politische Zusammenarbeit mit den Nachbarländern funktional für die Steigerung der brasilianischen Macht auf hemisphärischer und globaler Ebene sein könnte, so scheint es dem Land aus verschiedenen Gründen nach wie vor Schwierigkeiten zu bereiten, auf der Grundlage solcher Ideen ein konkretes Führungsprojekt zu entwickeln. Dies hängt erstens damit zusammen, dass sich die brasilianische Außenpolitik stets im Spannungsfeld zwischen erwünschter Übernahme von Verantwortung einerseits und Ängsten seiner Nachbarn vor einem brasilianischen Hegemoniestreben andererseits bewegen muss (Danese 2001a: 64ff.).

Zweitens bedeutet die Übernahme eine Führungsrolle immer auch, dass die dadurch entstehenden Kosten übernommen werden – und es steht nach wie vor nicht zweifelsfrei fest, ob Brasilien dazu wirklich bereit ist. Um eine wirkliche Südamerikanische Gemeinschaft der Nationen zu errichten, müsste sich Brasilien beispielsweise dazu verpflichten, nationale Entscheidungskompetenzen an zu schaffende multi- oder supranationale Entscheidungsgremien abzutreten. Aber während das Land auf globaler Ebene mit lauter Stimme – und vollkommen zu Recht – einen effektiven und demokratischeren Multilateralismus einfordert, zeigt es sich vor der eigenen Haustür nicht sonderlich interessiert daran, eigene Entscheidungskompetenzen zugunsten multilateraler oder gar supranationaler Prozesse aufzugeben. Gegenüber den zahlreichen Krisenherden, die sich in den vergangenen Jahren in Südamerika aufgetan haben, hat die brasilianische Diplomatie zumeist kluge Positionen vertreten und sich im Vergleich zu früheren Jahren relativ stark als Vermittler engagiert, beispielsweise bei dem Konflikt zwischen Peru und Ecuador (1995), in Paraguay (1996), in Haiti und Bolivien sowie im Hinblick auf Venezuela. Einer Einschränkung der eigenen Handlungsautonomie zugunsten einer stärkeren Institutionalisierung des Mercosur hat es sich dagegen bislang widersetzt.

Drittens scheint sich die brasilianische Regierung – im Gegensatz zum Nachbarn Venezuela unter Präsident Chávez – sehr genau darüber im klaren zu sein, dass eine permanente Konfrontation mit den

USA nicht im Interesse des Landes sein kann. Damit steht die brasilianische Außenpolitik vor der Herausforderung, Strategien zu entwickeln, die eine Verwirklichung seiner regionalen Führungsambitionen ermöglichen, ohne einer konstruktiven Zusammenarbeit mit den USA im Wege zu stehen.

Wenngleich Brasilien sich heute über seine Interessen in Südamerika wesentlich klarer zu sein scheint als in früheren Jahren, so bleibt doch bis auf weiteres die Frage unbeantwortet, welche Formen der regionalen Zusammenarbeit und welcher Mix aus regionaler und hemisphärischer Integration für alle beteiligten Länder den größten gemeinsamen Nutzen versprechen. Dies hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass das wechselseitige Wissen der südamerikanischen Gesellschaften übereinander erst langsam zunimmt, begünstigt durch die jüngeren Redemokratisierungsprozesse und den Neuen Regionalismus seit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. In den vergangenen Jahren hat nicht nur das Interesse an der Sprache und Kultur der Nachbarländer zugenommen, sondern auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesen Ländern. All dies sind jedoch langwierige Prozesse. Länder, die sich aufgrund ihrer historischen Entwicklung über einen sehr langen Zeitraum mehr oder weniger den Rücken zugewandt haben, werden nicht von heute auf morgen zu engen und vertrauensvoll zusammenarbeitenden Verbündeten – auch wenn die “Rhetorik der lateinamerikanischen Einheit” manchmal genau diesen Eindruck zu erwecken versucht. In Brasilien beispielsweise gibt es bis heute erst wenige wissenschaftliche Arbeiten, die sich systematisch mit einem oder mehreren der südamerikanischen Nachbarländer beschäftigen. Der kulturelle und zivilgesellschaftliche Austausch mit den hispanoamerikanischen Nachbarn hat in den vergangenen Jahren deutlich zugenommen, der Nachholbedarf ist jedoch nach wie vor riesig. Insofern ist Brasilien in den vergangenen Jahren zwar näher an Südamerika herangerückt, es bleibt aber noch eine Menge zu tun, bevor die Idee einer Südamerikanischen Gemeinschaft der Nationen mehr ist als bloßes Wunschdenken.

Literaturverzeichnis

- Balze, Felipe de la (Hrsg.) (1995): *Argentina y Brasil. Enfrentando el siglo XXI*. Buenos Aires: Consejo Argentino para las Relaciones Internacionales.
- Bandeira, Luiz Alberto Moniz (1989): *Brasil-Estados Unidos: A rivalidade emergente (1950-1988)*. Rio de Janeiro: Editora Civilização Brasileira.
- (1993): *Estado nacional e política internacional na América Latina. O Continente nas relações Argentina-Brasil (1930-1992)*. Brasília: Editora Universidade de Brasília.
- (1994): “O Brasil e o continente”. In: Cervo, Amado Luiz (Hrsg.): *O desafio internacional: a política exterior do Brasil de 1930 a nossos dias*. Brasília: Editora Universidade de Brasília, S. 145-207.
- (2003a): *Brasil, Argentina e Estados Unidos. Conflito e integração na América do Sul. Da Tríplice Aliança ao Mercosul. 1870-2003*. Rio de Janeiro: Editora Revan.
- (2003b): “Brasil, Estados Unidos y los procesos de integración regional. La lógica de los pragmatismos”. In: *Nueva Sociedad* 186 (julio-agosto), S. 143-157.
- Barrios, Harald (1999): *Die Außenpolitik junger Demokratien in Südamerika. Argentinien, Brasilien, Chile und Uruguay*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bernal Meza, Raúl (1999): “Las actuales percepciones argentinas sobre la política exterior del Brasil y de sus relaciones con Estados Unidos”. In: *Ciclos* IX, 18, S. 143-170.
- (2002): “A política exterior do Brasil: 1990-2002”. In: *Revista Brasileira de Política Internacional* XLV, 1, S. 36-71.
- Birle, Peter (2002): “Zwischen Mercosur und ALCA: Die Position Argentinien gegenüber Brasilien und der gesamt-amerikanischen Freihandelszone”. In: Calcagnotto, Gilberto/Nolte, Detlef (Hrsg.): *Südamerika zwischen US-amerikanischer Hegemonie und brasilianischem Führungsanspruch. Konkurrenz und Kongruenz der Integrationsprozesse in den Amerikas*. Frankfurt/Main: Vervuert, S. 170-184.
- Bueno, Clodoaldo (1977): “Política exterior de Rio Branco: O Brasil e o sub-sistema norte-americano de poder (1902-1912)”. In: *Anais de História* 9, S. 101-125.
- (1990): “Do idealismo ao realismo: Brasil e Cone Sul no início da república (1889-1902)”. In: *Contexto Internacional*, 6, 12. Rio de Janeiro, S. 71-82.
- (2000): “A proclamação da República no Brasil e seus efeitos nas relações com a Argentina: um interlúdio na rivalidade”. In: Fundação Alexandre de Gusmão/Fundação Centro de Estudos Brasileiros (Hrsg.): *Brasil – Argentina: A Visão do Outro*. Brasília: FUNAG, S. 243-254.
- Burns, E. Bradford (1966): *The Unwritten Alliance. Rio-Branco and Brazilian-American Relations*. New York/London: Columbia University Press.
- (1967): “Tradition and Variation in Brazilian Foreign Policy”. In: *Journal of Interamerican Studies* IX, 2, S. 195-212.
- Cândido, Antonio (2000): *Os brasileiros e a nossa América*. São Paulo: Fundação Memorial da América Latina.

- Capelato, Maria Helena (2000): "O 'gigante brasileiro' na América Latina: ser ou não ser latino-americano". In: Mota, Carlos Guilherme (Hrsg.): *Viagem incompleta. A experiência brasileira (1500-2000). A grande transação*. São Paulo: SENAC, S. 285-316.
- Cardona, Diego C. (2005): "¿Tiene futuro la comunidad sudamericana de naciones?". In: *Foreign Affairs en Español* V, 2 <www.foreignaffairs-esp.org/2005/2.html> (25.09.2005).
- Cervo, Amado Luiz (2002): "Relações internacionais do Brasil: um balanço da era Cardoso". In: *Revista Brasileira de Política Internacional* XLV, 1, S. 5-35.
- Conduru, Guilherme Frazão (1998): "O subsistema americano, Rio Branco e o ABC". In: *Revista Brasileira de Política Internacional* XLI, 22, S. 59-82.
- Constituição da República Federativa do Brasil. (Texto promulgado em 05 de outubro de 1988)*. In: <www.georgetown.edu/pdba/Constitutions/Brazil/brazil88.html> (25.04.2005).
- Corrêa, Luiz Felipe de Seixas (2000a): "O Brasil e os seus Vizinhos: uma aproximação histórica". In: Fundação Alexandre de Gusmão/Fundação Centro de Estudos Brasileiros (Hrsg.): *Brasil – Argentina: A Visão do Outro*. Brasília: FUNAG, S. 29-43.
- (2000b): "Diplomacia e História: política externa e identidade nacional brasileira". In: *Política Externa* IX, 1, S. 22-32.
- Danese, Sérgio F. (2001a): "O Brasil e a América do Sul: apontamentos para a história de uma convergência". In: *Política Externa* IX, 4, S. 49-71.
- (2001b): "¿Liderazgo brasileño?". In: *Foreign Affairs en Español* I, 3 <www.foreignaffairs-esp.org/2001/3.html> (25.04.2005).
- Declaración del Cusco sobre la Comunidad Sudamericana de Naciones. III Cumbre Presidencial Sudamericana. Cusco, 8 de diciembre de 2004*. In: <www.comunidadandina.org/documentos/dec_int/cusco_sudamerica.htm> (30.09.2005).
- Ferrer, Aldo/Jaguaribe, Helio (2001): *Argentina y Brasil en la globalización. ¿Mercosur o ALCA?* Buenos Aires: Fondo de Cultura Económica.
- Fundação Alexandre de Gusmão/Fundação Centro de Estudos Brasileiros (Hrsg.) (2000): *Brasil – Argentina: A Visão do Outro*. Brasília: FUNAG.
- Grondona, Mariano (2003): "Kirchner, entre Lula, Chávez, Powell y Lagos". In: *La Nación* (15.06.2003), S. 23.
- Hilton, Stanley E. (1993): "Brasil e Argentina: da rivalidade à entente". In: *Revista Brasileira de Política Internacional* XXXVI, 2, S. 54-66.
- Hirst, Mónica (1987): "Brasil – Estados Unidos: De la diferencia al conflicto". In: (Dies.) (Hrsg.): *Continuidad y cambio en las relaciones América Latina / Estados Unidos*. Buenos Aires: Grupo Editor Latinoamericano, S. 63-109.
- (2001): "La política de Brasil hacia las Américas". In: *Foreign Affairs en Español* I, 3 <www.foreignaffairs-esp.org/2001/3.html> (17.07.2005).
- Hirst, Mónica/Pinheiro, Leiticia (1997): "La política exterior de Brasil en dos tiempos". In: van Klaveren, Alberto (Hrsg.): *América Latina en el mundo. Anuario de políticas externas latinoamericanas y del Caribe. 1993-1996*. Santiago: Los Andes, S. 97-115.

- Hofmeister, Wilhelm (2003): *O Brasil e seus vizinhos: Reinvidicação de liderança regional na América do Sul*. Rio de Janeiro: Fundação Konrad Adenauer.
- Mello, Leonel Itaussu de Almeida (1996): *Argentina e Brasil. A balança de poder no Cone Sul*. São Paulo: Annablume.
- Jaguaribe, Helio (1975): "El Brasil y la América Latina". In: *Estudios Internacionales* VIII, 29, S. 106-136.
- (2000): "Argentina e Brasil diante de suas alternativas históricas". In: *Política Externa* IX, 3, S. 25-41.
- Lafer, Celso (2001): *A identidade internacional do Brasil e a política externa brasileira. Passado, presente e futuro*. São Paulo: Perspectiva.
- Lula da Silva, Luiz Inácio (2003): "La política exterior del nuevo gobierno brasileño". In: *Foreign Affairs en Español* III, 3 <www.foreignaffairs-esp.org/2003/1.html> (14.03.2005).
- Manifesto Republicano de 1870*. In: <www.webhistoria.com.br/manifrepub.html> (17.04.2005).
- Pimenta de Faria, Carlos Aurélio/Chaves Cepik, Marco Aurélio (2003): "Brasil y América Latina: bolivarismus antiguos y modernos". In: *Análisis político* 49 (mayo-agosto), S. 63-82.
- Reis, Fernando Guimarães (1994): "O Brasil e a América Latina". In: Fonseca Júnior, Gelson/Nabuco de Castro, Sergio Henrique (Hrsg.): *Temas de política externa brasileira II. Volume 2. O Brasil e seus parceiros*. São Paulo: Paz e Terra, S. 9-42.
- Ricupero, Rubens (1995): "O Brasil, a América Latina e os EUA desde 1930: 60 anos de uma relação triangular". In: (Ders.) (Hrsg.): *Visões do Brasil. Ensaio sobre a história e a inserção internacional do Brasil*. Rio de Janeiro/São Paulo: Record, S. 325-357.
- Sennes, Ricardo/Tomazini, Carla (2006): "Agenda sudamericana de Brasil. ¿Proyecto diplomático, sectorial o estratégico?". In: *Foreign Affairs en Español* (enero-marzo).
- Soares De Lima, Maria Regina/Hirst, Mónica (1994): "O Brasil e os Estados Unidos: Dilemas e desafios de uma relação complexa". In: Fonseca Júnior, Gelson/Nabuco de Castro, Sergio Henrique (Hrsg.): *Temas de política externa brasileira II. Volume 2. O Brasil e seus parceiros*. São Paulo: Paz e Terra, S. 43-71.
- Vizentini, Paulo Fagundes (2003): *Relações internacionais do Brasil. De Vargas a Lula*. São Paulo: Fundação Perseu Abramo.

Autorinnen und Autoren

Baur, Christian U., Doktorand im Bereich Politikwissenschaft am Lateinamerika-Institut der Freien Universität Berlin. E-Mail: <christian_baur@web.de>.

Birle, Peter, Leiter der Forschungsabteilung am Ibero-Amerikanischen Institut Preußischer Kulturbesitz, Berlin. E-Mail: <birle@iai.spk-berlin.de>.

Braig, Marianne, Professorin für Politikwissenschaft am Lateinamerika-Institut der Freien Universität Berlin. E-Mail: <mbraig@zedat.fu-berlin.de>.

Ette, Ottmar, Professor für französisch- und spanischsprachige Literaturen an der Universität Potsdam. E-Mail: <ette@rz.uni-potsdam.de>.

Ingenschay, Dieter, Professor für Romanistik an der Humboldt-Universität zu Berlin. E-Mail: <dieter.ingenschay@rz.hu-berlin.de>.

Walter, Monika, Professorin für französische Philologie an der Technischen Universität Berlin. E-Mail: <mo.walter@callwayonline.de>.

BIBLIOTHECA IBERO-AMERICANA

- Vol. 100: Torsten Eßer, Patrick Frölicher (Hrsg.):
**„Alles in meinem Dasein ist Musik...“ Kubanische Musik
von Rumba bis Techno.** 2004; 638 S. ISBN 3-86527-164-2
- Vol. 101: Klaas Dykmann:
***Philanthropic Endeavors or the Exploitation of an Ideal?
The Human Rights Policy of the Organization of American
States in Latin America.*** 2004; 506 p. ISBN 3-86527-165-0
- Vol. 102: Nikolaus Böttcher, Isabel Galaor, Bernd Hausberger (eds.):
***Los buenos, los malos y los feos. Poder y resistencia en
América Latina.*** 2005; 512 p. ISBN 3-86527-200-2
- Vol. 103: Barbara Potthast, Sandra Carreras (eds.):
***Entre la familia, la sociedad y el Estado. Niños y jóvenes en
América Latina (siglos XIX-XX).*** 2005; 404 p. ISBN 3-
86527-218-5
- Vol. 104: Stephan Hollensteiner:
***Aufstieg und Randalage. Linksintellektuelle, demokratischer
Wandel und Politik in Argentinien und Brasilien.*** 2005; 462
S. ISBN 3-86527-239-8
- Vol. 105: Marianne Braig, Ottmar Ette, Dieter Ingenschay,
Günther Maihold (Hrsg.):
***Grenzen der Macht – Macht der Grenzen. Lateinamerika im
globalen Kontext.*** 2005; 240 S. ISBN 3-86527-246-0
- Vol. 106: Marcela García Sebastiani (ed.):
***Fascismo y antifascismo. Peronismo y antiperonismo.
Conflictos políticos e ideológicos en la Argentina (1930-
1955).*** 2006; en preparación
- Vol. 107: Guiomar Ciapuscio, Konstanze Jungbluth, Dorothee Kaiser,
Célia Lopes (eds.):
***Sincronía y diacronía de tradiciones discursivas en
Latinoamérica.*** 2006; en preparación

Vol. 108: Reinhard Liehr (ed.):

Empresas y modernización en México desde las reformas borbónicas hasta el Porfiriato. 2006; 190 p. ISBN 3-86527-270-3

Vol. 109: Peter Birle, Marianne Braig, Ottmar Ette,

Dieter Ingenschay (Hrsg.):

Hemisphärische Konstruktionen der Amerikas. 2006; 170 S.
ISBN 3-86527-283-5

VERVUERT VERLAGSGESELLSCHAFT

Wielandstr. 40

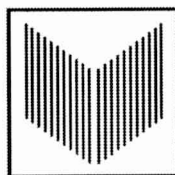
D-60318 Frankfurt am Main

Tel.: (+49) 69 597 46 17

Fax: (+49) 69 597 87 43

info@iberoamericanalibros.com

www.ibero-americana.net



IBEROAMERICANA

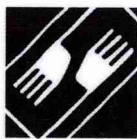
c/ Amor de Dios, 1

E - 28014 Madrid

Tel.: (+34) 91-429 35 22

Fax: (+34) 91-429 53 97

Grenzüberschreitungen und Wege einer transterritorialidad im Kontext hemisphärischer Konstruktionen der Amerikas stehen im Vordergrund der Beiträge aus Kultur-, Literatur- und Sozialwissenschaft. Mit Blick auf eine quer zu disziplinären Grenzziehungen agierende Verbundforschung fokussieren sie auf das Verständnis von Austauschprozessen, Interaktionen, Abhängigkeiten und Interdependenzen: Welche Perspektiven eröffnen die hemisphärischen Konstruktionen Alexander von Humboldts sowie neuere transregionale und transareale Studien? Welche Rolle kommt Mexiko hinsichtlich der Frage nach den Vorstellungen von einer gemeinsamen oder einer gespaltenen Hemisphäre zu? Welche Ausblicke ermöglichen hemisphärische Sichtweisen auf literarische Aids-Diskurse sowie auf Erzählpraxis und Theoriedebatten von testimonio und témoignage? Welche Motive prägen die Hinwendung Brasiliens zu seinen hispanoamerikanischen Nachbarländern in den vergangenen Jahren?



ForLaBB

